



Amélie
Nothomb
*Mit Staunen
und Zittern*

Roman · Diogenes

Die junge Belgierin Amélie tritt freiwillig eine Höllenfahrt an: Aus Neugier und Abenteuerlust verpflichtet sie sich, 365 Tage lang bei Yumimoto zu arbeiten. Da sie weiß, von welcher Bedeutung Ehrenkodex und Hierarchie in einem japanischen Unternehmen sind, versucht sie sich unterzuordnen. Doch damit kommt sie nicht weit. Denn erstens ist sie Europäerin und zweitens eine Frau. Nichts scheint sie richtig zu machen. Ob es nun um das Verfassen eines einfachen Briefes, das Eintragen von Zahlen oder um simples Fotokopieren geht. Amélie fügt sich ihrem Schicksal und erträgt alle Demütigungen. Dennoch: Ihre Haltung – eine Mischung aus japanischem Zen und europäischer Ironie – ist keineswegs untätig. Dank ihrer frechen und subversiven Gedankenkapriolen entkommt sie dem *huis clos* unbeschadet und verläßt die Firma Yumimoto nach exakt einem Jahr gestärkt und ein bißchen weiser.

»Scharfzüngig, frech, komisch! Ein Wunder.« *Le Nouvel Observateur, Paris*

»Eine Karikatur wie eine Zeichnung von Daumier. Einfach brillant.« *Le Parisien*

Umschlagfoto von Richard Dumas



Amélie Nothomb
*Mit Staunen
und Zittern*

Roman
Aus dem Französischen
von Wolfgang Krege

Diogenes

Titel der 1999 bei Albin Michel, Paris,
erschienenen Originalausgabe:

›Stupeur et tremblements‹

Copyright © 1999

Éditions Albin Michel S.A. Paris

Umschlagfoto von

Richard Dumas

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2000

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

200/00/44/1

ISBN 3 257 06250 8

Herr Haneda war Herrn Omochis Vorgesetzter, der Herrn Saitos Vorgesetzter war, der Fräulein Moris Vorgesetzter war, die meine Vorgesetzte war. Was mich anging, so war ich niemandes Vorgesetzte.

Man könnte es auch anders ausdrücken. Ich stand unter Fräulein Moris Befehl, die unter Herrn Saitos Befehl stand und so weiter, wobei zu ergänzen ist, daß die Befehle auf ihrem Weg von oben nach unten die hierarchischen Ebenen überspringen konnten.

Kurz, in der Firma Yumimoto stand ich unter jedermanns Befehl.

Am 8. Januar 1990 wurde ich vom Fahrstuhl auf die vierundvierzigste Etage des Yumimoto-Gebäudes ausgespien. Das Fenster am Ende des Flurs saugte mich an, wie es das zerbrochene Fenster eines Flugzeugs getan hätte. Fern, sehr fern lag die Stadt – so fern, daß ich kaum glauben konnte, sie je betreten zu haben.

Ich dachte nicht einmal daran, daß ich mich bei der Rezeption hätte melden sollen. Ich dachte über-

haupt nichts, ich war nur fasziniert von der Leere hinter der großen Glasscheibe.

Eine heisere Stimme hinter mir sprach mich schließlich mit Namen an. Ich drehte mich um. Ein Mann um die Fünfzig, klein, dünn und häßlich, betrachtete mich mißbilligend.

– Warum haben Sie sich nicht bei der Empfangsdame angemeldet? fragte er mich.

Mir fiel keine Antwort ein, und ich gab keine. Ich neigte Kopf und Schultern in der Einsicht, daß ich, ohne ein Wort zu sagen, nur zehn Minuten gebraucht hatte, um gleich am Tag meines Eintritts in die Firma Yumimoto einen schlechten Eindruck zu machen.

Der Mann stellte sich als Herr Saito vor. Er führte mich durch etliche große Säle und stellte mich Scharen von Leuten vor, deren Namen ich, kaum daß ich sie gehört hatte, wieder vergaß.

Er brachte mich in das Büro, wo sein Vorgesetzter, Herr Omochi, residierte, ein massiger, schreckeneinflößender Mann, dem man gleich ansah, daß er der Vizepräsident war.

Sodann zeigte er mir eine Tür und gab mir mit feierlicher Miene bekannt, daß sich dahinter Herr Haneda, der Präsident, befinde. Es verstand sich von selbst, daß ich nicht daran denken durfte, ihm vorgestellt zu werden.

Schließlich führte er mich in einen riesigen Saal, in dem etwa vierzig Personen an der Arbeit waren. Er wies mir meinen Platz an, gegenüber meiner unmittelbaren Vorgesetzten, Fräulein Mori. Sie war gerade in einer Besprechung und würde erst zu Beginn des Nachmittags kommen.

Herr Saito stellte mich kurz der Gesamtheit der Anwesenden vor. Dann fragte er mich, ob ich Herausforderungen liebte. Es war klar, daß ich nicht das Recht hatte, eine verneinende Antwort zu geben.

– Ja, sagte ich.

Es war das erste Wort, das ich in der Firma geäußert hatte. Bis dahin hatte ich mich darauf beschränkt, den Kopf zu neigen.

Die »Herausforderung«, die Herr Saito mir zugebracht hatte, bestand darin, die Einladung eines gewissen Adam Johnson zu beantworten, der am kommenden Sonntag mit ihm Golf spielen wollte. Diesem Herrn mußte ich auf englisch einen Brief schreiben, der ihm Herrn Saitos Einverständnis anzeigte.

– Wer ist denn Adam Johnson? fragte ich in meiner Einfalt.

Mein Vorgesetzter seufzte gereizt und gab mir keine Antwort. War es abnorm, nicht zu wissen, wer Adam Johnson war, oder war meine Frage viel-

leicht indiskret gewesen? Ich habe es nie erfahren – und wer Adam Johnson war, weiß ich bis heute nicht.

Die Sache kam mir nicht schwierig vor. Ich setzte mich hin und schrieb einen freundlichen Brief: Herr Saito freue sich schon darauf, nächsten Sonntag mit Herrn Johnson Golf zu spielen, und grüße ihn auf das herzlichste. Damit ging ich zu meinem Vorgesetzten.

Herr Saito las mein Werk durch, stieß einen leisen, verächtlichen Schrei aus und zerriß es.

– Schreiben Sie es noch mal!

Ich dachte, ich sei gegen Herrn Johnson vielleicht allzu liebenswürdig oder zu vertraulich gewesen, und brachte die Sache nun in eine kühle, distanzierte Form: Herr Saito nehme Herrn Johnsons Entschluß zur Kenntnis und sei bereit, Herrn Johnsons Wünschen gemäß mit ihm Golf zu spielen.

Mein Vorgesetzter las mein Werk durch, stieß wieder einen leisen, verächtlichen Schrei aus und zerriß es.

– Schreiben Sie es noch mal!

Gern hätte ich gewußt, worin der Fehler bestand, aber es war klar, daß der Chef, wie seine Reaktion auf meine Erkundigung nach dem Adressaten gezeigt hatte, Fragen nicht duldete. Also mußte ich selbst herausfinden, mit welchen Worten

man den geheimnisvollen Herrn Johnson anreden konnte.

Stundenlang verfaßte ich nun Botschaften an diesen Golfspieler. Herr Saito rhythmisierte meine Produktion, indem er die Erzeugnisse zerriß, ohne jeden Kommentar außer dem wie ein Refrain wiederholten leisen Aufschrei. Jedesmal mußte ich mir wieder eine neue Formulierung einfallen lassen.

Manches an dieser Übung war nicht ohne Witz und erinnerte an das »Sterben machen, schöne Marquise, Ihre schönen Augen mich vor Liebe« des *Bourgeois gentilhomme*. Ich experimentierte mit Abwandlungen von grammatischen Kategorien: »Und wenn nun Adam Johnson das Verb würde, der nächste Sonntag das Subjekt, die Golfpartie das Akkusativobjekt und Herr Saito das Adverb? Der nächste Sonntag sieht herrsaitomäßig erfreut eine Golfpartie adamjohnsonieren kommen.« Aristoteles würde staunen!

Es fing gerade an Spaß zu machen, als mein Vorgesetzter mich unterbrach. Er zerriß den weißich- wievielten Brief, ohne ihn auch nur gelesen zu haben, und sagte mir, daß Fräulein Mori nun da sei.

– Heute nachmittag arbeiten Sie für sie. Inzwischen holen Sie mir einen Kaffee!

Es war schon vierzehn Uhr. Meine epistolographischen Variationen hatten mich so gefesselt, daß

ich gar nicht auf den Gedanken gekommen war, eine Pause einzulegen.

Ich stellte Herrn Saito die Tasse auf den Schreibtisch und machte kehrt. Ein Mädchen, groß und lang wie ein Bogen, kam auf mich zu.

Immer wenn ich mich an Fubuki erinnere, sehe ich wieder den japanischen Bogen vor mir, der größer ist als ein Mann. Darum habe ich die Firma »Yumimoto« genannt, das heißt »die Dinge des Bogens«. Und wenn ich einen Bogen sehe, denke ich wieder an Fubuki, die auch größer war als ein Mann.

– Fräulein Mori?

– Nennen Sie mich Fubuki.

Ich hörte nicht mehr, was sie zu mir sagte. Fräulein Mori war mindestens eins achtzig groß, ein Maß, das in Japan nur wenige Männer erreichen. Sie war schlank und von entzückender Anmut, trotz der japanischen Steifheit, die auch bei ihr durchschimmerte. Aber was mir den Atem verschlug, war die Schönheit ihres Gesichts.

Sie sprach zu mir, und ich lauschte dem sanften, verständigen Klang ihrer Stimme. Sie zeigte mir Akten, erklärte mir, um was es sich dabei handelte, lächelte. Ich merkte gar nicht, daß ich ihr nicht zuhörte.

Dann forderte sie mich auf, die Schriftstücke zu lesen, die sie mir auf meinem Schreibtisch, unmittelbar gegenüber dem ihren, zurechtgelegt hatte. Sie setzte sich und fing an zu arbeiten. Ich blätterte gehorsam in den Papieren, in die ich mich vertiefen sollte. Es handelte sich um Vorschriften, um Aufzählungen.

Auf zwei Meter Entfernung nahm mich der Anblick ihres Gesichts gefangen. Weil sie die Lider über ihren Zahlen niedergeschlagen hatte, konnte sie nicht sehen, daß ich sie betrachtete. Sie hatte die herrlichste Nase der Welt, die japanische Nase, diese unnachahmlich feinflügelige, unter tausend anderen unverkennbare Nase. Nicht alle Japaner haben eine solche Nase, aber wer sie hat, der kann nur aus Japan sein. Hätte Kleopatra diese Nase gehabt, wäre die Geographie des Planeten nicht schlecht durcheinandergeraten.

Am Abend wäre es kleinlich gewesen zu bedauern, daß ich keine der Fähigkeiten, um derentwillen ich angestellt worden war, hatte zur Geltung bringen können. Alles, was ich mir gewünscht hatte, war schließlich, in einem japanischen Unternehmen zu arbeiten. Und da war ich nun. Ich hatte den Eindruck, einen wundervollen Tag verbracht zu haben. Und die nächsten Tage bestätigten es.

Ich verstand noch immer nicht, welches in diesem Unternehmen meine Aufgabe war; und es war mir auch gleichgültig. Herrn Saito schien ich auf die Nerven zu gehen; und das war mir noch gleichgültiger. Von meiner Kollegin war ich entzückt. Ihre Freundschaft erschien mir als ein mehr denn zureichender Grund, zehn Stunden täglich in der Firma Yumimoto zu verbringen.

Sie hatte den weißen, matten Teint, den Tanizaki so vorzüglich beschrieben hat. Abgesehen von ihrer ungewöhnlichen Größe verkörperte Fubuki die vollkommene japanische Schönheit. Ihr Gesicht erinnerte an die »Nelke des alten Japan«, das Symbol edler Mädchen aus verflossenen Zeiten; auf dieser langen, schmalen Silhouette ruhend schien es dazu bestimmt, die Welt zu beherrschen.

Yumimoto war eine der größten Firmen des Universums. Herr Haneda leitete die Abteilung Import-Export, die alles, was es auf dem Planeten nur gibt, an- und verkaufte.

Die Import-Export-Liste von Yumimoto war eine titanische Version des Prévertschen Katalogs: nichts, was es darin nicht gab, von finnischem Ementaler über französische Autoreifen und togolische Jute bis zur kanadischen Glasfaser.

Die Geldsummen bei Yumimoto gingen über

den menschlichen Verstand. Von einer bestimmten Häufung der Nullen an entfernten sich die Beträge aus dem Reich der Zahlen und traten in das der abstrakten Kunst ein. Ich fragte mich, ob es in der Firma irgend jemanden gab, der fähig war, sich über den Gewinn von hundert Millionen Yen zu freuen oder den Verlust der gleichen Summe zu bedauern.

Die Angestellten der Firma, ebenso wie die Nullen, gewannen ihren Wert erst hinter anderen Zahlen – alle bis auf mich, die nicht mal den Wert einer Null erlangte.

Die Tage verstrichen, und noch immer war ich zu nichts nütze. Es störte mich nicht sonderlich. Ich hatte den Eindruck, daß man mich vergessen hatte, was ich nicht so unangenehm fand. An meinem Schreibtisch sitzend, las und las ich immer von neuem die Schriftstücke, die Fubuki mir zur Verfügung gestellt hatte. Sie waren wunderbar uninteressant, bis auf eines, in dem Yumimotos Mitarbeiter verzeichnet waren: Dort standen jeweils Name, Vorname, Geburtsdatum und Geburtsort, Name des Ehegatten (sofern vorhanden) und der Kinder, von jedem wiederum das Geburtsdatum.

An und für sich hatten diese Angaben nichts wirklich Faszinierendes. Aber für den Ausgehungen wird schon eine Brotrinde zur Delikatesse:

In dem Zustand untätiger Entkräftung, in dem mein Gehirn sich befand, schien mir diese Liste vor Spannung zu knistern wie ein Skandalmagazin. Tatsächlich war sie das einzige von all diesen Papieren, das ich verstand.

Um mir den Anschein zu geben, daß ich arbeitete, beschloß ich, sie auswendig zu lernen. Es waren etwa hundert Namen. Die meisten waren verheiratet, Väter oder Mütter von Familien, was mein Vorhaben erschwerte.

Ich lernte. Abwechselnd beugte ich das Gesicht über das Papier und hob es wieder, um zu prüfen, ob das Gelesene im Schädel haftete. Wenn ich aufsaß, fiel mein Blick immer auf das Gesicht Fubukis, die mir gegenüber saß.

Herr Saito verlangte nicht mehr, daß ich Briefe an Adam Johnson oder wen auch immer schrieb. Auch sonst verlangte er von mir gar nichts, außer daß ich ihm Kaffee holte.

Wenn man in einer japanischen Firma anfing, war nichts normaler, als zuerst die Pflicht des Ôchakumi zu erfüllen, das »Amt des ehrenwerten Teeservierers«. Ich nahm diese Aufgabe um so ernster, als es die einzige war, die man mir übertrug.

Sehr bald kannte ich jedermanns Gewohnheiten: für Herrn Saito einen schwarzen Kaffee um acht

Uhr dreißig, für Herrn Unaji einen Milchkaffee mit zwei Stück Zucker um zehn, für Herrn Mizuno einen Becher Cola stündlich, für Herrn Okada eine Tasse englischen Tee mit einem Wölkchen Milch um siebzehn Uhr. Für Fubuki grünen Tee um neun, einen schwarzen Kaffee um zwölf, grünen Tee um fünfzehn und einen letzten schwarzen Kaffee um neunzehn Uhr – sie dankte mir jedesmal mit liebenswürdigster Höflichkeit.

Diese bescheidene Pflicht wurde zum Anlaß meines Verderbens.

Eines Morgens verständigte mich Herr Saito, daß der Vizepräsident in seinem Büro eine wichtige Delegation aus einer befreundeten Firma empfing:

– Kaffee für zwanzig Personen.

Mit meinem großen Tablett trat ich bei Herrn Omochi ein, und ich war mehr als perfekt. Jede Tasse reichte ich mit nachdrücklicher Demut dar, murmelte dabei die erlesensten Formeln und senkte den Blick, während ich mich verneigte. Gäbe es einen Orden für das Ôchakumi, er hätte mir zugestanden.

Einige Stunden später ging die Delegation. Des gewaltigen Herrn Omochi Donnerstimme rief:

– Saito-san!

Ich sah, wie Herr Saito aufsprang, erbleichte und

sich im Laufschrift in die Höhle des Vizepräsidenten begab. Das Gebrüll des Dicken dröhnte durch die Wand. Was er sagte, war nicht zu verstehen, aber es hörte sich nicht nett an.

Herr Saito kam zurück, mit verstörter Miene. Beim Gedanken, daß sein Peiniger das Dreifache seines Gewichts auf die Waage brachte, empfand ich für ihn eine närrische Anwandlung von Zärtlichkeit. Gleich darauf rief er mich in zornigem Ton zu sich.

Ich folgte ihm in ein leeres Zimmer. Er stotterte vor Wut:

– Sie haben die Delegation der befreundeten Firma zutiefst verstimmt. Beim Servieren des Kaffees haben Sie Formeln gebraucht, die verrieten, daß Sie perfekt japanisch sprechen.

– Aber ich spreche es nun mal gar nicht so schlecht, Saito-san.

– Seien Sie still! Wer gibt Ihnen das Recht, sich auch noch zu verteidigen? Herr Omochi ist sehr böse auf Sie. Sie haben in seiner Sitzung heute vormittag die Atmosphäre vergiftet: Wie sollten unsere Partner sich gut aufgehoben fühlen, wenn eine Weiße da ist, die ihre Sprache versteht? Von jetzt an sprechen Sie nicht mehr japanisch.

Ich machte große Augen.

– Wie bitte?

– Sie verstehen kein Japanisch mehr! Ist das klar?

– Aber wegen meiner Kenntnis Ihrer Sprache hat Yumimoto mich doch angestellt!

– Ist mir egal. Ich befehle Ihnen, kein Japanisch mehr zu verstehen.

– Das ist unmöglich. Niemand könnte einem solchen Befehl gehorchen.

– Gehorchen kann man immer. Das muß auch in westliche Gehirne noch hineingehen.

»Da haben wir's!« dachte ich, bevor ich antwortete:

– Das japanische Gehirn mag imstande sein, sich zum Vergessen einer Sprache zu zwingen. Das westliche Gehirn leistet das nicht.

Dieses extravagante Argument schien Herrn Saito einzuleuchten.

– Versuchen Sie es trotzdem! Tun Sie wenigstens so! Ich habe in bezug auf Sie Anweisungen erhalten. Wir sind uns also einig?

Der Ton war scharf und trocken.

Als ich an meinen Schreibtisch zurückkam, muß ich ein komisches Gesicht gemacht haben, denn Fubuki warf mir einen freundlich besorgten Blick zu. Lange war ich wie erschlagen und überlegte, wie ich mich dazu stellen sollte.

Nichts wäre logischer gewesen, als zu kündigen.

Doch dazu konnte ich mich nicht entschließen. In den Augen eines Westlers wäre nichts Schimpfliches dageigewesen; in denen eines Japaners hätte ich das Gesicht verloren. Ich war erst seit knapp einem Monat bei der Firma; der Vertrag, den ich unterschrieben hatte, galt aber für ein Jahr. Wenn ich nach so kurzer Zeit schon aufhörte, hätte ich mich mit Schande bedeckt, in ihren Augen ebenso wie in meinen.

Und außerdem hatte ich nicht die mindeste Lust, jetzt schon zu gehen. Ich hatte mir einige Mühe gegeben, bei dieser Firma anzukommen: Ich hatte das Tokioter Wirtschafts-japanisch gelernt, ich hatte Prüfungen bestanden. Gewiß, ich hatte nie den Ehrgeiz gehabt, ein Stern am Himmel des Welthandels zu werden, aber ich hatte immer in diesem Land leben wollen, um das ich, eingedenk der idyllischen Jahre meiner frühen Kindheit, einen wahren Kult trieb.

Ich würde bleiben.

Ich mußte also Mittel und Wege finden, Herrn Saitos Befehl zu befolgen. Ich durchforschte die Geologie meines Gehirns nach einer Schicht, die der Amnesie günstig wäre: Gab es in meiner neuralen Festung unterirdische Vergessenskammern? Nein, das Bauwerk hatte zwar seine starken und schwachen Stellen, Warten und Mauerrisse, Löcher

und Wassergräben, aber nichts, worin ich eine Sprache verschwinden lassen konnte, die ich jeden Tag um mich hörte.

Wenn ich sie schon nicht vergessen konnte, ließe sie sich dann wenigstens tarnen? Wenn die Sprache ein Wald war, wäre es dann möglich, hinter den französischen Buchen, den englischen Linden, den lateinischen Eichen und den griechischen Ölbäumen die Unermeßlichkeit japanischer Zedern zu verbergen?

Mori, Fubukis Vatersname, bedeutet »Wald«. War dies der Grund, warum ich sie in diesem Augenblick so entgeistert anstarrte? Ich bemerkte, daß sie mit fragender Miene immer noch zu mir her sah.

Sie stand auf und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen. In der Küche ließ ich mich auf einen Stuhl fallen.

– Was hat er zu Ihnen gesagt? fragte sie.

Ich schüttete ihr mein Herz aus. Ich sprach mit stockender Stimme und war den Tränen nahe. Gefährliche Worte entfuhrten mir:

– Wie ich diesen Herrn Saito hasse! Was für ein Dreckskerl und stohdumm!

Fubuki lächelte nur leicht:

– Nein. Sie täuschen sich.

– Natürlich! Sie, freundlich, wie Sie sind, Sie sehen daran nichts Schlechtes. Aber wer mir einen

solchen Befehl gibt, der kann doch gar nichts anderes sein als ein...

– Beruhigen Sie sich! Der Befehl kam nicht von ihm. Er hat nur Herrn Omochis Anweisung weitergegeben. Er hatte keine Wahl.

– Dann ist eben Herr Omochi ein...

– Der ist jemand ganz Besonderes, schnitt sie mir das Wort ab. Was wollen Sie? Er ist *Vizepräsident*. Da können wir nichts machen.

– Ich könnte beim Präsidenten persönlich vorsprechen, bei Herrn Haneda. Was für eine Art Mensch ist der?

– Herr Haneda ist ein bedeutender Mann. Er ist sehr intelligent und sehr gütig. Leider kommt es nicht in Frage, daß Sie zu ihm gehen, um sich zu beschweren.

Sie hatte recht, das wußte ich. Es war undenkbar, nach oben in der Hierarchie auch nur eine Stufe zu überspringen, geschweige denn so viele. Ich hatte nur das Recht, mich an meine unmittelbare Vorgesetzte zu wenden, und das war eben Fräulein Mori.

– Sie sind mein einziger Trost, Fubuki. Ich weiß, Sie können nicht viel für mich tun, aber ich danke Ihnen. Ihre schlichte Menschlichkeit tut mir so wohl!

Sie lächelte.

Ich fragte sie, welches das Ideogramm ihres Vornamens sei. Sie zeigte mir ihre Visitenkarte. Ich betrachtete die Kanji und rief aus:

– Schneesturm! Fubuki bedeutet »Schneesturm«! Was für ein herrlicher Name!

– Ich bin während eines Schneesturms geboren. Meine Eltern haben ein Zeichen darin gesehen.

Die Mitarbeiterliste der Firma ging mir durch den Kopf: »Mori Fubuki, geboren in Nara am 18. Januar 1961...« Sie war ein Winterkind. Ich stellte mir plötzlich diesen Schneesturm über der prächtigen Stadt Nara mit ihren unzähligen Glocken vor – war es da nicht normal, daß diese herrliche junge Frau an einem Tag geboren war, an dem die Schönheit des Himmels sich auf die Schönheit der Erde herabsenkte?

Sie erzählte mir von ihrer Kindheit im Kansai; ich erzählte ihr von meiner, die in der gleichen Provinz nicht weit von Nara begonnen hatte, in dem Dorf Shukugawa am Kabuto-Berg. Die Nennung der mythischen Orte trieb mir die Tränen in die Augen.

– Wie froh ich bin, daß wir beide Kinder des Kansai sind! Dort schlägt das Herz des alten Japan.

Dort schlug auch mein Herz, seit dem Tag, als ich mit fünf Jahren aus den japanischen Bergen in

die chinesische Wüste verbannt worden war. Dieses erste Exil hatte mich so sehr geprägt, daß ich mir zutraute, alles ertragen zu können, um nur wieder in das Land aufgenommen zu werden, das ich so lange als meine Heimat angesehen hatte.

Als wir an unsere sich gegenüberstehenden Schreibtische zurückkehrten, hatte ich für mein Problem noch keine Lösung gefunden. Weniger denn je wußte ich, welches mein Platz in der Firma Yumimoto sein würde. Aber ich empfand eine tiefe Zufriedenheit, weil ich Fubuki Moris Kollegin war.

Ich mußte also den Anschein erwecken, als sei ich beschäftigt, verstünde aber kein Wort von dem, was ringsum geredet wurde. Von nun an lieferte ich die Tee- und Kaffeetassen ohne die leiseste Andeutung einer Höflichkeitsfloskel ab, und ohne jede Erwiderung, wenn die Angestellten sich bedankten. Sie wußten nichts von meinen neuen Anweisungen und wunderten sich, daß die nette weiße Geisha auf einmal stumm wie ein Fisch und grob wie ein Yankee-Trampel geworden war.

Das Ôchakumi kostete mich leider nicht viel Zeit. Ohne irgendwen zu fragen, beschloß ich, die Post auszuteilen.

Dabei ging es darum, einen großen Metallkarren durch die vielen riesigen Bürosäle zu schieben und

jedem seine Briefe zu geben. Diese Arbeit paßte mir bestens. Zunächst einmal kam dabei meine Sprachkompetenz zur Geltung, denn die Adressen waren zumeist in Ideogrammen gehalten – wenn Herr Saito sehr weit weg war, machte ich aus meiner Kenntnis des Japanischen kein Hehl. Sodann entdeckte ich, daß ich das Verzeichnis der Mitarbeiter nicht umsonst auswendig gelernt hatte: Nicht nur kannte ich bis zum kleinsten Angestellten nun jeden einzelnen mit Namen, ich konnte auch, bei gegebenem Anlaß, jedem zum Geburtstag gratulieren – zu seinem eigenen wie zu dem seiner Gattin oder seiner Sprößlinge.

Lächelnd und mit einer Verbeugung sagte ich: »Hier ist die Post für Sie, Herr Shiranai. Und herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag Ihres kleinen Yoshiro, der heute drei Jahre alt wird!«

Was mir jedesmal einen verdutzten Blick eintrug.

Diese Beschäftigung nahm mich um so länger in Anspruch, als ich dabei die ganze Firma durchwandern mußte, die sich über zwei Etagen erstreckte. Mit meinem Karren, der meinem Auftreten eine gewisse Sicherheit gab, benutzte ich immer wieder den Fahrstuhl. Das tat ich gern, denn da, wo ich ihn erwartete, befand sich eine riesige Fensterfront. Dort gab ich mich einem Spiel hin, das ich »Mich

in die Aussicht stürzen« nannte. Ich drückte meine Nase an die Glasscheibe und ließ mich innerlich fallen. Die Stadt war so weit weg und so tief unter mir – bis ich unten auf dem Boden zerschellte, hatte ich Zeit genug, vieles zu sehen.

Ich hatte meine Berufung entdeckt. Das Herz weitete sich mir bei dieser schlichten, nützlichen und menschlichen Arbeit, die der Kontemplation so förderlich war. Gern hätte ich mein ganzes Leben so zugebracht.

Herr Saito ließ mich in sein Büro rufen. Er erteilte mir einen wohlverdienten Rüffel: Ich hatte mir eine Initiative zuschulden kommen lassen. Ohne die Erlaubnis meiner unmittelbaren Vorgesetzten einzuholen, hatte ich mich einer Aufgabe bemächtigt. Außerdem war der eigentliche Postverteiler der Firma, der erst nachmittags kam, einem Nerven-zusammenbruch nahe, weil er glaubte, nun dem-nächst entlassen zu werden.

– Jemandem die Arbeit zu stehlen ist etwas ganz Schlimmes, sagte Herr Saito mit Recht.

Ich war sehr traurig, meine vielversprechende Laufbahn so schnell abgebrochen zu sehen. Überdies stellte sich nun wieder die Frage, was ich denn tun könnte.

Ich hatte eine Idee, die mir in meiner Naivität

wie eine Erleuchtung vorkam: Bei meinen Wanderungen durch das Unternehmen hatte ich bemerkt, daß in jedem Raum mehrere Kalender hingen, die fast niemals à jour waren, entweder weil man den kleinen roten Rahmen nicht auf den richtigen Tag vorgerückt oder weil man die Monatsseite nicht umgeblättert hatte.

Dieses Mal vergaß ich nicht, die Erlaubnis einzuholen:

– Darf ich die Kalender à jour halten, Herr Saito?

Er bejahte, ohne zu überlegen. Ich dachte, nun hätte ich eine Aufgabe.

Am Morgen ging ich durch alle Büros und verschob überall den kleinen roten Rahmen auf das Tagesdatum. Ich hatte eine Stellung: ich war Kalenderbetreuerin.

Nach und nach begannen die Mitarbeiter der Firma sich für mein Treiben zu interessieren. Sie fanden darin mehr und mehr einen Born der Erheiterung.

Man fragte mich:

– Wie geht's? Ermüdet Sie diese anstrengende Tätigkeit nicht zu sehr?

Und ich antwortete lächelnd:

– Doch. Furchtbar! Aber ich nehme Vitamine. Ich liebe diese Plackerei. Sie hatte zwar den

Nachteil, zu wenig Zeit in Anspruch zu nehmen, doch erlaubte sie mir die Benutzung des Fahrstuhls und damit den Sturz in die Aussicht. Außerdem amüsierte sie mein Publikum.

In dieser Hinsicht wurde der Höhepunkt beim Übergang vom Februar in den März erreicht. Den roten Rahmen vorzurücken genügte an diesem Tag nicht; ich mußte die Februarseite anheben und herausreißen.

Die Angestellten in den verschiedenen Räumen empfingen mich wie einen Wettkämpfer. Mit großen Samurai-Gesten machte ich den Februar nieder, wobei ich einen Kampf auf Leben und Tod gegen das großformatige Foto des verschneiten Fuji-Bergs mimte, mit dem dieser Monat im Yumimoto-Kalender bebildert war. Dann verließ ich den Kampfplatz mit erschöpfter Miene und bewies den nüchternen Stolz des siegreichen Kriegers, unter den Banzai-Rufen der begeisterten Zuschauer.

Das Gerücht von meiner Ruhmestat kam auch Herrn Saito zu Ohren. Ich erwartete, wegen meiner Clownerien scharf angeschnauzt zu werden. Meine Verteidigung hatte ich mir schon zurechtgelegt:

– Sie haben mir doch erlaubt, die Kalender à jour zu halten, begann ich, ehe er sich noch ereifern konnte.

Er antwortete ohne jeden Zorn, aber in nörgelndem Ton, wie es auch sonst seine Art war:

– Gut, machen Sie weiter! Aber führen Sie nicht so ein Theater auf, das stört die Konzentration der Mitarbeiter!

Die Milde dieses Tadels erstaunte mich. Herr Saito sagte:

– Fotokopieren Sie mir das hier!

Er gab mir einen dicken Stoß A4-Seiten. Es mußten an die tausend sein.

Ich legte das Paket ins Fotokopiergerät ein, und die Einzugs-Automatik erledigte die Aufgabe musterhaft schnell und zuvorkommend. Ich brachte meinem Vorgesetzten die Originale und die Kopien.

Er rief mich zurück:

– Ihre Fotokopien sind ein wenig dezentriert, sagte er und zeigte mir ein Blatt. Bitte noch mal!

Ich ging zurück an das Gerät und dachte, ich hätte die Seiten vielleicht nicht richtig eingelegt. Dieses Mal machte ich es mit äußerster Sorgfalt, und das Resultat war untadelig. Ich brachte mein Werk zu Herrn Saito.

– Die sind auch wieder dezentriert, sagte er.

– Das ist nicht wahr! rief ich aus.

– Wie reden Sie mit einem Vorgesetzten!

– Verzeihen Sie. Aber ich habe darauf geachtet, daß die Kopien perfekt sind.

– Sie sind es nicht. Sehen Sie!

Er zeigte mir ein Blatt, an dem ich nichts zu beanstanden sah.

– Wo soll der Fehler sein?

– Da, sehen Sie: Der Rand ist nicht absolut parallel.

– Meinen Sie?

– Wenn ich es Ihnen doch sage!

Er warf den Stapel in den Papierkorb und sagte:

– Sie lassen die Blätter von der Automatik einziehen?

– Natürlich.

– Da haben Sie die Erklärung. Sie dürfen sich auf die Automatik nicht verlassen. Sie arbeitet nicht präzise genug.

– Herr Saito, ohne die Automatik würde ich Stunden brauchen, um damit fertig zu werden.

– Wo ist das Problem? sagte er lächelnd. Sie waren doch unterbeschäftigt.

Ich begriff: Dies war meine Strafe für die Sache mit den Kalendern.

Ich richtete mich am Fotokopierer ein wie in einer Gefängniszelle. Jedes Mal mußte ich den Deckel abheben, die Seite peinlich genau einlegen, auf die Taste drücken und das Resultat prüfen. Seit fünfzehn Uhr stand ich in dieser Tretmühle; und um neunzehn Uhr war ich noch nicht fertig. Von

Zeit zu Zeit kamen andere Angestellte. Wenn sie mehr als zehn Kopien zu machen hatten, bat ich sie untertänigst, doch lieber das Gerät am anderen Ende des Flurs benutzen zu wollen.

Ich warf einen Blick auf den Inhalt der Schriftstücke, die ich kopierte. Zum Totlachen: Es handelte sich um die Satzung des Golfklubs, dem Herr Saito angehörte.

Gleich darauf hätte ich lieber weinen mögen, wenn ich an die armen unschuldigen Bäume dachte, die mein Vorgesetzter opferte, um mich zu züchtigen. Ich stellte mir die japanischen Wälder meiner Kindheit vor, all die Zedern, Ahorn- und Gingkobäume, wie sie sämtlich zu dem einen Zweck abgeholzt wurden, ein so unbedeutendes Geschöpf wie mich zu bestrafen. Und ich erinnerte mich daran, daß Fubukis Familienname »Wald« bedeutete.

Nun kam Herr Tenshi zum Gerät, der die Abteilung Milchprodukte leitete. Er war gleichrangig mit Herrn Saito, dem die allgemeine Buchhaltung unterstand. Ich sah ihn erstaunt an: Hatte eine so wichtige Führungskraft denn niemanden, den man zum Fotokopieren abordnen konnte?

Er antwortete auf meine unausgesprochene Frage:

– Es ist acht Uhr. Ich bin als einziger aus mei-

nem Büro noch an der Arbeit. Sagen Sie, warum benutzen Sie nicht die Automatik?

Ich erklärte ihm mit demütigem Lächeln, das täte ich auf ausdrückliche Anweisung von Herrn Saito.

– Ach so, sagte er verständnisvoll.

Er schien sich etwas zu überlegen, dann fragte er:

– Sie sind doch Belgierin, nicht?

– Ja.

– Das trifft sich gut. Ich habe ein sehr interessantes Projekt, das mit Ihrem Land zu tun hat. Hätten Sie Lust, sich für mich mit einer Studie zu befassen?

Ich sah ihn an, als wäre er der Messias. Er erklärte mir, eine belgische Genossenschaft habe ein neues Verfahren entwickelt, den Fettgehalt der Butter zu verringern.

– Ich glaube an fettarme Butter, sagte er. Das ist die Zukunft.

Sofort hatte ich auch eine Meinung:

– Das glaubte ich schon immer!

– Kommen Sie morgen zu mir ins Büro.

Den Rest meiner Fotokopien erledigte ich in einem entrückten Zustand. Eine große Karriere stand mir offen. Ich legte Herrn Saito den Stapel A4-Blätter auf den Schreibtisch und ging sieges-trunken nach Hause.

Als ich am nächsten Morgen wieder in die Firma kam, sagte mir Fubuki mit besorgter Miene:

– Herr Saito wünscht, daß Sie die Kopien noch mal machen. Er findet, sie sind dezentriert.

Ich lachte laut auf und erklärte der Kollegin, welchen kleinen Scherz sich unser Chef mit mir anscheinend erlaubte.

– Ich bin mir sicher, daß er die neuen Kopien nicht mal angeschaut hat. Ich habe eine nach der andern gemacht, millimetergenau eingelegt. Ich weiß nicht, wie viele Stunden es mich gekostet hat – alles wegen der Sitzungen seines Golfklubs!

Mit sanfter Entrüstung gab Fubuki ihr Mitgefühl zu erkennen:

– Er quält Sie!

Ich konnte sie trösten:

– Keine Sorge. Er bringt mich zum Lachen. Ich kehrte an den Fotokopierer zurück, der nun schon ein alter Bekannter war, und überließ die Arbeit der Automatik: Herr Saito würde mein Werk sowieso beanstanden, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Gerührt dachte ich an Fubuki: »Sie ist so nett! Ein Glück, daß sie da ist!«

Im Grunde kam mir Herrn Saitos neue Schikane sehr gelegen. Gestern hatte ich sieben Stunden gebraucht, um die tausend Kopien eine nach der andern zu machen. Das gab mir ein vortreffliches

Alibi für die Zeit, die ich heute in Herrn Tenshis Büro verbringen wollte. Die Automatik erledigte meine Arbeit in zehn Minuten. Ich nahm den Stapel mit und begab mich in die Abteilung Milchprodukte.

Herr Tenshi sagte mir alles über die belgische Genossenschaft, was ich wissen mußte:

– Ich brauche einen ausführlichen Bericht, so detailliert wie möglich, über die neue fettarme Butter. Sie können sich in Herrn Saitamas Zimmer setzen; er ist auf Geschäftsreise.

Tenshi bedeutet »Engel«: ich fand, daß Herr Tenshi seinen Namen zu Recht trug. Nicht nur, daß er mir eine Chance bot – er gab mir auch keinerlei Anweisungen, ließ mir also freie Hand, was in Japan höchst ungewöhnlich ist. Und er selbst hatte diese Initiative ergriffen, ohne irgend jemandes Zustimmung einzuholen: ein großes Risiko für ihn.

Dessen war ich mir bewußt. Folglich empfand ich gegen Herrn Tenshi von vornherein eine unbedingte Ergebenheit – eine Ergebenheit, wie sie jeder Japaner seinem Vorgesetzten schuldet und wie sie sich bei mir gegen Herrn Saito und Herrn Omochi nicht hatte einstellen können. Auf einmal war Herr Tenshi mein Gebieter und Feldherr, und ich war bereit, wie ein guter Samurai bis zum letzten Blutstropfen für ihn zu kämpfen.

Ich stürzte mich also in die Schlacht für die fettarme Butter. Der Zeitunterschied erlaubte nicht, daß ich sofort in Belgien anrief; also begann ich mit einer Umfrage bei den Verbraucherzentralen und den Gesundheitsbehörden, um zu erfahren, wie sich die Ernährungsgewohnheiten der Bevölkerung im Hinblick auf den Butterverbrauch veränderten und welche Einflüsse von daher auf den nationalen Cholesterinspiegel ausgingen. Alles sprach dafür, daß der Japaner mehr und mehr Butter aß und daß Fettleibigkeit und kardiovaskuläre Erkrankungen im Land der aufgehenden Sonne unablässig an Boden gewannen.

Sobald die Zeit paßte, rief ich die kleine Genossenschaft in Belgien an. Der breite, ländliche Akzent am andern Ende der Leitung rührte mich wie noch nie. Mein Landsmann, sehr geschmeichelt, mit Japan zu sprechen, zeigte glänzenden Sachverstand. Zehn Minuten später bekam ich ein zwanzigseitiges Fax, in dem auf französisch das neue Butterentfettungsverfahren beschrieben wurde, für das die Genossenschaft die Patentrechte hatte.

Ich schrieb die Expertise des Jahrhunderts. Sie ging aus von einer Marktanalyse: Butterverbrauch der Japaner, dessen Zunahme seit 1950, parallele Zunahme gesundheitlicher Beschwerden im Zusammenhang mit der übermäßigen Aufnahme von

Butterfett. Dann beschrieb ich die alten Verfahren zur Butterentfettung, die neue belgische Methode, ihre beträchtlichen Vorteile usw. Weil ich das Ganze auf englisch schreiben mußte, nahm ich die Arbeit mit nach Hause; ich brauchte mein Wörterbuch für die Fachausdrücke. In dieser Nacht schlief ich nicht.

Am nächsten Morgen kam ich zwei Stunden früher zu Yumimoto, um den Bericht zu tippen und ihn Herrn Tenshi zu geben, ohne mich in Herrn Saitos Büro zu verspäten.

Der ließ mich sogleich rufen:

– Ich habe mir die Fotokopien angesehen, die Sie gestern abend auf meinem Schreibtisch gelassen haben. Sie machen Fortschritte, aber perfekt sind sie noch nicht. Bitte noch mal.

Und er warf den Stoß in den Papierkorb.

Ich senkte den Kopf und gehorchte. Es fiel mir schwer, nicht zu lachen.

Herr Tenshi kam zu mir ans Kopiergerät. Er dankte mir so herzlich, wie es seine guten Manieren und die respektvolle Zurückhaltung irgend erlaubten.

– Ihr Bericht ist ausgezeichnet, und Sie sind unerhört schnell damit fertiggeworden. Wollen Sie, daß ich Sie in der Sitzung als Verfasserin nenne?

Selten war ein Mann großzügiger: Er wäre be-

reit gewesen, einen beruflichen Fehler zu machen, wenn ich es verlangt hätte.

– Auf keinen Fall, Herr Tenshi! Das würde Ihnen ebenso schaden wie mir.

– Sie haben recht. Trotzdem könnte ich den Herren Saito und Omochi bei den nächsten Sitzungen zu verstehen geben, daß ich für Sie Verwendung hätte. Glauben Sie, daß Herr Saito es übelnähme?

– Im Gegenteil. Sehen Sie nur diese Pakete überflüssiger Kopien, die er mich machen läßt, bloß um mich möglichst lange von seinem Büro fernzuhalten! Es ist klar, daß er mich loswerden möchte. Er wird begeistert sein, wenn Sie ihm dazu Gelegenheit bieten; er kann mich nicht ausstehen.

– Sie wären also nicht gekränkt, wenn ich mir die Vaterschaft an Ihrem Bericht zuschreibe?

Ich war fassungslos über so viel Rücksichtnahme: Er wäre dazu gegen einen armen Wurm wie mich nicht verpflichtet gewesen.

– Hören Sie, Herr Tenshi, es ist mir eine hohe Ehre, daß Sie sich meinen Bericht zu eigen machen wollen.

Wir trennten uns in wechselseitiger Hochachtung. Der Zukunft sah ich nun mit Zuversicht entgegen. Bald wäre Schluß mit Herrn Saitos absurden Schikanen, mit dem Fotokopiergerät und mit dem Verbot, meine zweite Sprache zu sprechen.

Der Tumult brach einige Tage später los. Ich wurde in Herrn Omochis Büro gerufen. Nichts Böses ahnend, ging ich hin; ich wußte nicht, was er von mir wollte.

Im Vorzimmer des Vizepräsidenten saß Herr Tenshi auf einem Stuhl. Er sah mich an und lächelte mir zu; es war das menschenfreundlichste Lächeln, das mir je zuteil geworden war. Darin stand geschrieben: »Wir werden jetzt gleich etwas Furchtbares durchmachen, aber zusammen werden wir es überleben.«

Ich hatte geglaubt, schon zu wissen, was ein Anpfeiff ist. Was ich nun erlebte, bewies mir meine Ahnungslosigkeit. Über Herrn Tenshi und mich ergoß sich ein wahnsinniges, ohrenbetäubendes Gebrüll. Ich frage mich heute noch, was schlimmer war, der Inhalt oder die Form.

Der Inhalt waren die unglaublichsten Beleidigungen. Mein Leidensgefährte und ich wurden mit allen erdenklichen Schimpfworten belegt: Verräter waren wir, Nullen, Schlangen, Gauner und – der Gipfel der Schmach – Individualisten.

Die Form bot Erklärungen für vielerlei Besonderheiten der japanischen Geschichte: Um dies wüste Gebrüll zum Verstummen zu bringen, wäre ich zu allem bereit gewesen – die Mandschurei zu verheeren, Tausende von Chinesen zu massakrieren,

mich auf Befehl des Kaisers umzubringen, mich mit meinem Flugzeug in einen amerikanischen Panzerkreuzer hineinzustürzen, vielleicht sogar in zwei Firmen wie Yumimoto zu arbeiten.

Am unerträglichsten war mir, meinen Wohltäter durch mein Verschulden gedemütigt zu sehen. Herr Tenshi war ein intelligenter und gewissenhafter Mann; er war meinerwegen bewußt ein hohes Risiko eingegangen. Sein Handeln war von keinem eigennützigen Interesse geleitet gewesen; er hatte das schlicht aus Altruismus getan. Und zum Lohn für seine Güte zog man ihn in den Dreck.

Ich versuchte ihn zum Vorbild zu nehmen: Er senkte den Kopf und zog immer wieder die Schultern hoch. Sein Gesicht drückte Scham und Unterwürfigkeit aus. Ich machte es ihm nach. Aber dann kam ein Moment, wo der Fettwanst zu ihm sagte:

– Sie haben nie ein anderes Ziel verfolgt, als die Firma zu sabotieren!

Alles ging mir sehr schnell im Kopf herum: Es durfte nicht sein, daß dieser Vorfall die Karriere meines Schutzengels gefährdete. Ich warf mich dem anbrandenden Gebrüll des Vizepräsidenten entgegen:

– Herr Tenshi wollte nicht die Firma sabotieren. Ich war es, die ihn gebeten hat, mir eine Stu-

die anzuvertrauen. Ich bin die Alleinverantwortliche.

Ich hatte eben noch Zeit, den entsetzten Blick meines Leidensgefährten aufzufangen. In seinen Augen konnte ich lesen: »Schweigen Sie still, um Himmels willen!« – aber leider zu spät.

Herr Omochi bekam für einen Moment den Mund nicht mehr zu, dann trat er dicht an mich heran und brüllte mir ins Gesicht:

– Sie wagen es noch, sich zu verteidigen!

– Nein, im Gegenteil, ich beschuldige mich, ich nehme alle Fehler auf mich. Mich und nur mich müssen Sie strafen.

– Sie wagen es, diese Schlange zu verteidigen!

– Herr Tenshi hat keine Verteidigung nötig. Ihre Anschuldigungen gegen ihn sind falsch.

Ich sah, wie mein Wohltäter die Augen schloß, und begriff, daß ich eben etwas gesagt hatte, das nicht wieder gutzumachen war.

– Sie wagen es zu behaupten, was ich sage, sei falsch? Ihre Unverschämtheit ist maßlos!

– Etwas dergleichen zu sagen würde ich mir nie herausnehmen. Ich meine nur, daß Herr Tenshi Ihnen etwas Falsches gesagt hat, um mich zu entschuldigen.

Mit einer Miene, die anzeigte, daß wir, so wie die Dinge einmal standen, ohnehin nichts mehr zu

verlieren hatten, ergriff mein Leidensgefährte das Wort. Alles Elend dieser Welt schwang in seiner Stimme mit:

– Ich bitte Sie, nehmen Sie es ihr nicht übel! Sie weiß doch nicht, was sie redet, sie ist eine Westlerin und hat keine Erfahrung. Ich habe einen unentschuldbaren Fehler gemacht. Meine Schande ist unermesslich.

– Jawohl, für Sie gibt es überhaupt keine Entschuldigung! brüllte der Fettwanst.

– So groß meine Verfehlungen auch sind, möchte ich doch betonen, wie vortrefflich Amélie-sans Bericht ist und wie unerhört schnell sie ihn geschrieben hat.

– Darum geht es nicht! Diese Arbeit hätte Herr Saitama erledigen müssen.

– Er war auf Geschäftsreise.

– Dann hätten Sie warten müssen, bis er zurückkam.

– Hinter dieser neuen fettarmen Butter sind außer uns noch viele andere her. Bis Herr Saitama zurückgekehrt wäre und diesen Bericht abgefaßt hätte, wäre man uns vielleicht zuvorgekommen.

– Heißt das vielleicht, daß Sie Herrn Saitamas Tüchtigkeit in Frage stellen?

– Überhaupt nicht. Aber Herr Saitama spricht nicht Französisch und kennt Belgien nicht. Er wäre

auf sehr viel mehr Hindernisse gestoßen als Amélie-san.

– Halten Sie den Mund! Dieser Pragmatismus ist abscheulich. Sie reden ganz wie ein Westler.

Es ging mir ein bißchen zu weit, daß er das so unverhohlen in meiner Anwesenheit sagte.

– Verzeihen Sie meine westlerische Unverschämtheit! Gut, wir haben einen Fehler gemacht. Das ändert doch aber nichts daran, daß unsere Missetat einen Gewinn erbringen könnte...

Herr Omochi trat wieder dicht an mich heran, mit einem Blick, der mir das Wort abschnitt.

– Sie, ich warne Sie: das war Ihr erster und Ihr letzter Bericht. Sie haben sich in eine sehr üble Lage gebracht. Raus! Ich will Sie nicht mehr sehen.

Ich ließ mich nicht zweimal anschreien. Noch draußen auf dem Flur hörte ich das Gebrüll des Fleischbergs und das zerknirschte Schweigen seines Opfers. Dann ging die Tür auf, und Herr Tenshi kam zu mir. Zusammen gingen wir in die Küche, noch ganz erschlagen von den Beschimpfungen, die wir hatten hinnehmen müssen.

– Verzeihen Sie mir, daß ich Sie in diese Geschichte hineingezogen habe! sagte er schließlich.

– Ich bitte Sie, Herr Tenshi, Sie brauchen sich für nichts zu entschuldigen. Ich werde Ihnen mein Leben lang dankbar sein. Sie sind der einzige hier,

der mir eine Chance gegeben hat. Es war mutig von Ihnen und großzügig. Ich wußte es von Anfang an, und jetzt weiß ich es noch besser, nachdem ich gesehen habe, wie es Ihnen ergangen ist. Sie haben die Leute überschätzt; Sie hätten ihnen nicht sagen dürfen, daß der Bericht von mir war.

– Das war nicht ich, der es ihnen gesagt hat. Erinnern Sie sich an unser Gespräch? Ich hatte vor, höheren Orts diskret darauf anzuspielen, bei Herrn Haneda; das war meine einzige Chance, etwas zu erreichen. Es Herrn Omochi zu sagen konnte nur katastrophale Folgen haben.

– Dann hat es also Herr Saito dem Vizepräsidenten gesagt? Was für ein Dreckskerl, was für ein Idiot! Er hätte mein Glück machen und mich dabei loswerden können – aber nein, er mußte...

– Reden Sie nicht zu schlecht über Herrn Saito! Er ist besser, als Sie denken. Und er ist es nicht, der uns denunziert hat. Ich habe die Notiz gesehen, die auf Herrn Omochis Schreibtisch lag; ich weiß, wer sie geschrieben hat.

– Herr Saitama?

– Nein. Muß ich es Ihnen wirklich sagen?

– Das müssen Sie.

Er seufzte:

– Die Notiz war von Fräulein Mori unterschrieben.

Das traf mich wie ein Keulenhieb vor den Kopf:

– Fubuki? Unmöglich!

Mein Leidensgefährte schwieg.

– Das glaub ich nicht! sagte ich. Offenbar hat dieser Feigling von Saito ihr befohlen, die Notiz zu schreiben – der hat nicht mal den Mut, selber zu denunzieren, dazu delegiert er andere.

– Sie schätzen Herrn Saito falsch ein: Er ist verklemmt und komplexbeladen, auch ein bißchen stupid, aber nicht böartig. Er hätte uns niemals dem Zorn des Vizepräsidenten preisgegeben.

– Fubuki wäre doch zu so etwas nicht fähig! Herr Tenshi beschränkte sich wiederum auf einen Seufzer.

– Warum hätte sie so etwas tun sollen? fuhr ich fort. Hat sie etwas gegen Sie?

– O nein. Das war nicht gegen mich gerichtet. Letztlich schadet diese Sache Ihnen mehr als mir. Ich habe nichts dabei verloren. Sie dagegen verlieren auf sehr lange Zeit jede Beförderungschance.

– Aber das versteh ich nicht! Sie hat mir doch immer ihre Freundschaft bezeugt.

– Ja, solange Ihre Aufgaben sich auf das Vorücken der Kalender und das Fotokopieren von Golfklub-Satzungen beschränkten.

– Es war doch unwahrscheinlich, daß ich ihr ihre Stellung wegnehmen könnte.

- Gewiß, das hat sie auch nicht befürchtet.
- Aber warum hat sie mich dann denunziert? Inwiefern konnte es sie stören, daß ich für Sie arbeite?
- Fräulein Mori hat jahrelang gelitten, um die Stellung zu bekommen, die sie heute innehat. Sicherlich fand sie es unerträglich, daß Sie schon nach zehn Wochen bei Yumimoto eine solche Laufbahn einschlagen könnten.
- Ich kann es nicht glauben. Das wäre doch so erbärmlich von ihr.
- Ich kann Ihnen nur sagen, sie hat in den ersten Jahren hier wirklich sehr, sehr viel zu leiden gehabt.
- Und folglich wollte sie, daß es mir auch nicht bessergeht! Das ist doch zu jämmerlich. Ich muß mit ihr reden.
- Glauben Sie wirklich?
- Natürlich. Wie soll man denn so etwas wieder ins Lot bringen, wenn man nicht miteinander redet?
- Eben haben Sie mit Herrn Omochi geredet, als er uns beschimpfte. Hatten Sie den Eindruck, daß dadurch etwas wieder ins Lot gekommen wäre?
- Soviel ist doch sicher, daß es überhaupt keine Chance gibt, das Problem beizulegen, wenn man nicht miteinander redet.

– Noch größer scheint mir das Risiko, die Situation zu verschlimmern, wenn man drüber redet.

– Seien Sie unbesorgt, ich werde Sie in diese Geschichten nicht mit hineinziehen. Aber ich muß mit Fubuki reden. Sonst erstickte ich vor Wut.

Fräulein Mori nahm meine Aufforderung mit höflichem Befremden an. Wir gingen ins Besprechungszimmer, wo wir allem waren. Wir nahmen Platz. Ich begann in leisem, verhaltenem Ton:

– Ich dachte, wir sind Freundinnen. Ich verstehe Sie nicht.

– Was verstehen Sie nicht?

– Bestreiten Sie, daß Sie mich denunziert haben?

– Ich brauche nichts zu bestreiten. Ich habe die Vorschriften befolgt.

– Sind Ihnen Vorschriften wichtiger als Freundschaft?

– Freundschaft ist ein ziemlich großes Wort. Ich würde eher sagen, »kollegiale Beziehung«.

Diese abscheulichen Worte brachte sie ganz ruhig und treuherzig über die Lippen.

– Ich verstehe. Glauben Sie, daß unsere Beziehung nach dem, was Sie getan haben, weiterhin kollegial sein wird?

– Wenn Sie sich entschuldigen, trage ich Ihnen nichts nach.

- Sie sind vielleicht lustig, Fubuki.
- Es ist unglaublich. Sie tun so, als wenn man Sie beleidigt hätte, dabei haben Sie einen gravierenden Fehler gemacht.

Ich konnte es nicht lassen, zu erwidern:

- Sonderbar, ich dachte, die Japaner seien anders als die Chinesen.

Sie sah mich verständnislos an. Ich fuhr fort:

- Ja. In China ist die Bereitschaft zur Denunziation nicht erst durch den Kommunismus zu einer Grundtugend geworden. Noch heute halten zum Beispiel die Chinesen von Singapur ihre Kinder dazu an, ihre Spielkameraden zu verpetzen. Ich dachte, die Japaner hingegen hätten etwas wie Ehrgefühl.

Nun hatte ich sie zweifellos verärgert, was ein strategischer Mißgriff war.

Sie lächelte:

- Glauben Sie, daß es Ihnen zusteht, mich moralisch zu belehren?
- Was meinen Sie, Fubuki, warum ich Sie um ein Gespräch gebeten habe?
- Aus Unbedachtsamkeit.
- Können Sie sich nicht vorstellen, daß es aus dem Wunsch nach Versöhnung geschah?
- Meinetwegen. Entschuldigen Sie sich, und wir sind versöhnt.

Ich seufzte:

– Sie sind doch intelligent und feinfühlig. Warum tun Sie so, als verstünden Sie nicht?

– Seien Sie nicht so affektiert! Sie sind sehr leicht zu durchschauen.

– Um so besser! Dann verstehen Sie ja meine Empörung.

– Ich verstehe sie und mißbillige sie. Wer hier Grund hat, empört zu sein, bin ich, empört über Ihr Verhalten. Sie haben versucht, eine Beförderung zu erschleichen, auf die Sie kein Anrecht hatten.

– Zugegeben. Ich hatte kein Anrecht darauf. Aber genommen, was konnte Ihnen das ausmachen? Sie wurden doch dadurch in nichts geschädigt.

– Ich bin neunundzwanzig, Sie sind zweiundzwanzig. Ich habe meine Stellung seit vorigem Jahr. Ich habe jahrelang darum gekämpft. Und Sie glauben, Sie können eine gleichwertige Position in wenigen Wochen erringen?

– Das ist es also! Sie wollen, daß ich zu leiden habe. Sie können nicht ertragen, daß andere Glück haben. Das ist kindisch.

Sie lächelte geringschätzig.

– Und Sie glauben wohl, daß es ein Beweis von Reife ist, wenn Sie Ihre Lage, wie Sie es jetzt tun,

noch erschweren? Ich bin Ihre Vorgesetzte. Glauben Sie, Sie hätten ein Recht, so unverschämt mit mir zu reden?

– Sie sind meine Vorgesetzte, gut! Ich weiß, ich habe kein Recht. Aber ich möchte, daß Sie wissen, wie enttäuscht ich bin. Ich hatte eine so hohe Meinung von Ihnen.

Sie setzte ein feines Lächeln auf:

– Ich meinerseits bin nicht enttäuscht. Ich hatte keine hohe Meinung von Ihnen.

Als ich am nächsten Morgen in die Firma kam, wies mich Fräulein Mori in meine neue Aufgabe ein.

– Sie brauchen die Abteilung nicht zu wechseln, denn sie bleiben hier, in der Buchhaltung.

Ich hätte lachen mögen:

– Ich und Buchhalterin? Warum nicht gleich Seiltänzerin?

– Buchhalterin wäre ein zu großes Wort. Zur Buchhalterin, glaube ich, sind Sie nicht befähigt, sagte sie mitleidig lächelnd.

Sie zeigte mir eine große Schublade, in der die Rechnungsbücher der letzten Wochen aufgestapelt lagen, und dann einen Aktenschrank, in dem riesige Register aufgereiht waren, jedes mit dem Zeichen einer der elf Abteilungen von Yumimoto.

– Ihre Aufgabe könnte nicht einfacher sein und

liegt daher im Bereich Ihrer Fähigkeiten, erklärte sie mir mit Pädagogenmiene. Zuerst ordnen Sie die Rechnungen nach Datum. Dann bestimmen Sie für jede, welche Abteilung sie betrifft. Nehmen wir zum Beispiel diese hier: elf Millionen für finnischen Emmentaler – sieh an, welch hübscher Zufall, das ist die Abteilung Milchprodukte. Sie nehmen also das Rechnungsbuch DP und schreiben in jeweils eine Spalte das Datum, den Namen der Firma und den Betrag. Wenn die Rechnungen eingetragen und geordnet sind, stellen Sie sie in diesen Schrank dort. Daß das nicht schwierig war, mußte man zugeben. Ich äußerte mein Erstaunen:

– Das ist nicht computerisiert?

– Doch. Am Ende des Monats gibt Herr Unaji alle Rechnungen in den Computer ein. Er braucht dann nur Ihre Arbeit abzuschreiben; das kostet ihn weniger Zeit.

In den ersten Tagen zögerte ich manchmal bei der Wahl des Rechnungsbuchs. Dann fragte ich Fubuki, die mir mit gequälter Höflichkeit antwortete.

– Remington Ltd. was ist das?

– Nichteisen-Metalle. Abteilung MM.

– Gunzer GmbH ist was?

– Chemische Erzeugnisse. Abteilung CP.

Sehr bald wußte ich alle Firmen auswendig, ebenso wie die Abteilungen, mit denen sie zu tun

hatten. Meine Aufgabe erschien mir immer einfacher. Sie war total langweilig, was mich nicht störte, weil es mir erlaubte, meinen Geist anderen Dingen zuzuwenden. So konnte ich beim Übertragen der Rechnungen oft den Kopf heben, um träumerisch das schöne Gesicht meiner Denunziantin zu betrachten.

Die Wochen vergingen, und ich wurde immer ruhiger; ich nannte das den buchhalterischen Seelenfrieden. Es gab keinen großen Unterschied zwischen der Tätigkeit eines bücherabschreibenden Mönchs im Mittelalter und der meinen. Ich verbrachte ganze Tage mit dem Abschreiben von Ziffern und Lettern. Mein Gehirn war in meinem ganzen Leben noch nicht so wenig gefordert gewesen; es fand zu einer außergewöhnlichen Gelassenheit. Dies war das Zen der Rechnungsbücher. Ich ertappte mich bei dem Gedanken, daß ich nichts dagegen hätte, zwanzig Jahre meines Lebens in diesem wohligen Stumpfsinn zu verbringen.

Und da war ich so blöd gewesen, mich mit einem Studium zu plagen! Nichts war doch weniger regsam als mein Gehirn, das in der repetitiven Stupidität geradezu aufblühte. Ich sollte einem kontemplativen Orden beitreten, das wußte ich jetzt. Zahlen aufschreiben und sich dabei in den Anblick der Schönheit versenken, das war das Glück.

Fubuki hatte vollkommen recht, bei Herrn Tenshi war ich auf den falschen Weg geraten. Meine Expertise für ihn hatte ich wahrhaftig verbuttert, und noch dazu fettarm. Nach meiner Geistesart gehörte ich nicht zum Typ des Eroberers, sondern zur Spezies der Kühe, die friedlich auf der Weide der Rechnungen grasen, bis die höhere Gnade sie abberuft. Wie gut es mir tat, dieses Leben ohne Stolz und Intelligenz! Ich überwinterte.

Am Ende des Monats machte sich Herr Unaji daran, meine Arbeit zu digitalisieren. Er brauchte zwei Tage, um meine Ziffern- und Letternkolonnen einzugeben. Es war lachhaft, aber ich war stolz, ein nützliches Glied in der Kette gewesen zu sein.

Der Zufall – oder war es das Schicksal? – wollte, daß er das CP-Rechnungsbuch als letztes vornahm. Wie bei den ersten zehn Büchern begann er auf seiner Tastatur zu klappern, ohne eine Miene zu verziehen. Ein paar Minuten später hörte ich ihn rufen:

– Ich kann's nicht glauben! Ich kann's nicht glauben!

Er blätterte mit zunehmender Hektik die Seiten um. Dann schüttelte ihn ein wilder Lachkrampf, der nach und nach in eine Folge leiser, abgehackter Aufschreie überging. Die vierzig Mit-

arbeiter in dem riesigen Bürosaal betrachteten ihn verblüfft.

Mir war nicht wohl in meiner Haut.

Fubuki stand auf und lief zu ihm hin. Er zeigte ihr etliche Abschnitte in dem Rechnungsbuch unter schallendem Gelächter. Sie drehte sich zu mir um. Von der ungesunden Heiterkeit des Kollegen wurde sie nicht angesteckt. Aschfahl rief sie mich herbei.

– Was ist das hier? fragte sie trocken und zeigte mir eine der beanstandeten Zeilen.

Ich las.

– Na ja, das ist eine Rechnung der GmbH vom, vom...

– Der GmbH? Der GmbH! fauchte sie mich an.

Die vierzig Mitarbeiter der Buchhaltung brachen in lautes Gelächter aus. Ich verstand nicht, warum.

– Könnten Sie mir bitte erklären, was die GmbH ist? fragte meine Vorgesetzte und kreuzte die Arme vor der Brust.

– Das ist eine deutsche Chemie-Firma, mit der wir sehr oft zu tun haben.

Das Gelächter wurde zum Tumult.

– Ist Ihnen nie aufgefallen, daß dem GmbH immer ein Name oder mehrere vorangehen? fragte Fubuki weiter.

– Doch. Das sind, glaube ich, die Namen der

verschiedenen Filialen. Ich hielt es für richtig, das Rechnungsbuch nicht mit solchen Einzelheiten zu belasten.

Sogar Herr Saito, so gehemmt er sonst war, ließ seiner wachsenden Heiterkeit freien Lauf. Fubuki aber lachte noch immer nicht. Ihr Gesicht verriet eine entsetzliche Ladung verhaltener Wut. Hätte sie es gekonnt, sie hätte mich geohrfeigt. In einem Ton, scharf wie eine Säbelklinge, warf sie mir hin:

– Idiotin! Begreifen Sie, daß GmbH die deutsche Entsprechung zu englisch LTD. oder französisch S.A.R.L. ist. Die Firmen, die von Ihnen so geistreich unter der Bezeichnung GmbH zusammengelegt wurden, haben nichts miteinander zu tun. Das ist genau so, wie wenn Sie sich damit begnügt hätten, alle unsere amerikanischen, englischen und australischen Geschäftspartner unter Ltd. zusammenzufassen. Wieviel Zeit wird es uns kosten, Ihre Fehler auszubügeln?

Ich verteidigte mich auf die dümmstmögliche Weise:

– Was für eine Idee von den Deutschen, so eine seltsame Abkürzung für S.A.R.L. zu gebrauchen!

– Aha! Jetzt sind wohl die Deutschen schuld an Ihrer Dummheit?

– Beruhigen Sie sich doch, Fubuki, das konnte ich nicht wissen.

– Konnten Sie nicht wissen? Ihr Land hat mit Deutschland eine gemeinsame Grenze, und Sie konnten nicht wissen, was wir auf der anderen Seite des Planeten hier wissen?

Ich war drauf und dran, etwas Ungeheuerliches zu sagen, das ich, dem Himmel sei Dank, dann doch für mich behielt: »Belgien mag wohl mit Deutschland eine gemeinsame Grenze haben, aber Japan hatte im letzten Krieg mit Deutschland noch ganz anderes gemeinsam.«

Ich begnügte mich damit, den Kopf zu senken und mich geschlagen zu geben.

– Stehen Sie nicht hier herum! Gehen Sie die Rechnungen holen, die Ihr Scharfsinn seit einem Monat der Chemie zugeordnet hat!

Als ich die Schublade öffnete, hätte ich beinahe auch gelacht, denn ich bemerkte, daß die Akte für die chemischen Erzeugnisse dank meiner Umverteilung wahnwitzige Ausmaße angenommen hatte.

Herr Unaji, Fräulein Mori und ich, wir machten uns an die Arbeit. Wir brauchten drei Tage, um die elf Rechnungsbücher wieder in Ordnung zu bringen. Ich stand schon nicht mehr in höchstem Ansehen, als ein noch ärgerer Skandal losbrach.

Das erste Anzeichen war ein Beben in den breiten Schultern des braven Herrn Unaji; es zeigte an,

daß ihm etwas unwiderstehlich komisch vorkam. Das Beben erfaßte die Brust, dann den Hals. Endlich platzte sein Gelächter heraus, und ich bekam eine Gänsehaut.

Fubuki, schon wieder bleich vor Zorn, fragte:

– Was hat sie denn noch angestellt?

Herr Unaji zeigte ihr zum einen die Rechnung und zum anderen meine Eintragung in das Buch.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Mir war spei-
übel bei der Vorstellung dessen, was mich erwartete.

Dann blätterten sie weiter und verglichen etliche Rechnungen mit meinen Eintragungen. Fubuki packte mich schließlich beim Arm: Ohne ein Wort zeigte sie mir die Beträge, die meine unnachahmliche Hand abgeschrieben hatte.

– Sobald mehr als vier Nullen hintereinander auftreten, halten Sie es nicht mehr für nötig, richtig abzuschreiben! Jedes Mal ist es mindestens eine Null zuviel oder zuwenig!

– Ach so, stimmt!

– Ist Ihnen klar, was Sie getan haben? Wie viele Wochen wird es uns kosten, Ihre Fehler zu finden und zu verbessern?

– Das ist ja auch nicht so einfach, mit all diesen Nullen hintereinander...

– Seien Sie still!

Am Arm zog sie mich hinaus. Wir traten in ein leeres Zimmer, und sie schloß die Tür.

– Schämen Sie sich nicht?

– Es tut mir leid, sagte ich kläglich.

– Nein, gar nichts tut Ihnen leid! Denken Sie, ich bin blöd? Diese unsäglichen Fehler haben Sie nur gemacht, um sich an mir zu rächen.

– Ich schwöre Ihnen, nein!

– Ich weiß Bescheid. Daß ich Sie wegen der Sache mit den Milchprodukten beim Vizepräsidenten angezeigt habe, nehmen Sie mir so übel, daß Sie nun entschlossen sind, mich vor aller Öffentlichkeit lächerlich zu machen.

– Ich mache doch mich selbst lächerlich, nicht Sie.

– Ich bin Ihre unmittelbare Vorgesetzte, und jeder weiß, daß ich Ihnen diese Arbeit zugewiesen habe. Also bin ich für Ihr Tun verantwortlich. Und das wissen Sie ganz genau. Sie verhalten sich so schäbig wie alle Westler: Sie stellen Ihre persönliche Eitelkeit über die Interessen der Firma. Um sich an mir zu rächen, haben Sie ohne zu zögern die Buchhaltung von Yumimoto sabotiert, weil Sie wohl wissen, daß Ihre Fehler auf mich zurückfallen.

– Davon wußte ich nichts, und ich habe die Fehler nicht mit Absicht gemacht.

– Ach was! Ich erkenne zwar nicht Ihren Man-

gel an Intelligenz. Trotzdem, für solche Fehler kann einfach niemand dumm genug sein.

– Doch, ich.

– Hören Sie auf! Ich weiß, daß Sie lügen.

– Fubuki, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: Ich habe nicht absichtlich falsch abgeschrieben.

– Ihr Ehrenwort! Was wissen Sie von Ehre? Sie lachte verächtlich.

– Stellen Sie sich vor, Ehre gibt es auch im Westen.

– Aha! Und Sie finden es wohl ehrenvoll, unverblümt zu behaupten, Sie seien die allerletzte Idiotin?

– Ich glaube, so dumm bin ich nicht.

– Das müßte man mal überprüfen. Sie sind entweder eine Verräterin oder eine geistig Behinderte. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

– Doch, es gibt eine, mich. Es gibt normale Menschen, die unfähig sind, Zahlenkolonnen abzuschreiben.

– In Japan gibt es diese Art Mensch nicht.

– Wer wollte Japans Überlegenheit bezweifeln? sagte ich mit reumütiger Miene.

– Wenn Sie in die Kategorie der geistig Behinderten gehören, hätten Sie es mir sagen müssen, statt sich von mir diese Arbeit zuweisen zu lassen.

– Ich wußte nicht, daß ich in diese Kategorie ge-

höre. Ich hatte noch nie im Leben Zahlenkolonnen abgeschrieben.

– Trotzdem, ein sonderbares Handicap. Es erfordert keinerlei Intelligenz, Ziffern abzuschreiben.

– Eben! Ich glaube, da liegt das Problem für Leute meiner Art. Wenn unsere Intelligenz nicht gefordert wird, schläft unser Gehirn ein. Daher meine Fehler.

Endlich verlor sich aus Fubukis Gesicht die Kampfesmiene und machte einem Ausdruck belustigten Staunens Platz:

– Ihre Intelligenz bedarf der Herausforderung? Wie exzentrisch!

– Nichts ist normaler.

– Gut, dann werde ich mir überlegen, welche Arbeit eine Herausforderung für Ihre Intelligenz sein könnte, wiederholte meine Vorgesetzte, die an diesem Ausdruck Vergnügen zu finden schien.

– Kann ich inzwischen Herrn Unaji helfen gehen, meine Fehler zu berichtigen?

– Auf keinen Fall! Sie haben schon genug Schaden angerichtet.

Ich weiß nicht, wieviel Zeit der unglückliche Kollege brauchte, um die von meiner Hand gestörte Ordnung in den Rechnungsbüchern wiederherzustellen. Fräulein Mori aber brauchte zwei Tage, um

eine Beschäftigung zu finden, die ihr im Bereich meiner Fähigkeiten zu liegen schien.

Ein gewaltiger Aktenordner erwartete mich auf meinem Schreibtisch.

– Sie werden die Spesenabrechnungen für die Geschäftsreisen unserer Mitarbeiter überprüfen, sagte sie mir.

– Schon wieder Buchhaltung? Ich habe Sie doch auf meine Schwächen hingewiesen.

– Damit hat es nichts zu tun. Diese Aufgabe ist eine Herausforderung für Ihre Intelligenz, fügte sie genüßlich lächelnd hinzu.

Sie schlug den Ordner auf.

– Hier ist zum Beispiel die Rechnung, die Herr Shiranai aufgestellt hat, um die Auslagen für seine Geschäftsreise nach Düsseldorf erstattet zu bekommen. Sie müssen jede seiner Rechnungen prüfen und sie zurückweisen, wenn Sie nicht auf den Yen genau zu dem gleichen Ergebnis kommen. Da die meisten Rechnungen in Mark beglichen wurden, müssen Sie daher vom Umrechnungskurs der Mark zum auf der Rechnung angegebenen Datum ausgehen. Vergessen Sie nicht, daß die Kurse jeden Tag wechseln.

Nun begann einer der schlimmsten Alpträume meines Lebens. Von dem Augenblick an, da mir diese neue Aufgabe zugewiesen wurde, löste sich

mein Zeitgefühl auf, und ich empfand die Qual der Ewigkeit. Niemals, nicht ein einziges Mal gelang es mir, zu einem Ergebnis zu kommen, das dem zu überprüfenden wenn nicht gleich, so doch wenigstens ähnlich gewesen wäre. Wenn zum Beispiel ein Angestellter ausgerechnet hatte, daß Yumimoto ihm 93 327 Yen schulde, so kamen bei mir entweder 15211 oder aber 172045 Yen heraus. Und sehr bald wurde deutlich, daß die Fehler bei mir lagen. Am Ende des ersten Tages sagte ich zu Fubuki:

– Ich glaube nicht, daß ich fähig bin, diese Aufgabe zu erfüllen.

– Es handelt sich dabei aber um eine Arbeit, die die Intelligenz herausfordert, entgegnete sie unbittlich.

– Ich komme damit nicht zu Rande, gestand ich kläglich.

– Sie werden sich daran gewöhnen.

Ich gewöhnte mich nicht daran. Es zeigte sich, daß ich trotz zähen Bemühens im höchsten Grade unfähig war, diese Rechnungen auszuführen.

Meine Vorgesetzte nahm ihrerseits den Ordner zur Hand, um mir zu beweisen, wie einfach es war. Sie griff sich eine Rechnung heraus und tippte in rasendem Tempo, ohne auch nur auf die Tasten zu sehen, auf ihrem Rechner die Zahlen ein. In weniger als vier Minuten hatte sie das Ergebnis:

– Ich komme auf den gleichen Betrag wie Herr Saitama, auf den Yen genau.

Und sie drückte ihren Stempel auf das Papier.

Fügsam gegen diese neuerliche Ungerechtigkeit der Natur machte ich mich wieder an die Arbeit. In zwölf Stunden schaffte ich nicht, was Fubuki spielerisch in drei Minuten fünfzig Sekunden erledigte.

Ich weiß nicht, nach wie vielen Tagen sie bemerkte, daß ich noch nicht eine Rechnung ordnungsgemäß überprüft hatte.

– Nicht eine einzige! rief sie aus.

– Allerdings, sagte ich und sah einer Strafpredigt entgegen.

Zu meinem Leidwesen begnügte sie sich damit, auf den Kalender zu deuten:

– Vergessen Sie nicht: Bis zum Ende des Monats muß der Ordner durchgearbeitet sein!

Mir wäre lieber gewesen, sie hätte mich angeschrien.

Weitere Tage vergingen. Ich war in der Hölle. Unablässig wirbelten mir Zahlen mit Kommas und Dezimalstellen ins Gesicht. Sie verschmolzen in meinem Gehirn zu einem zähen Magma, in dem sie nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren. Ein Augenarzt bescheinigte mir, daß es nicht an meinen Augen lag.

Die Zahlen, deren ruhende pythagoreische

Schönheit ich stets bewundert hatte, wurden meine Feinde. Auch der Taschenrechner wollte mir übel. Zu meinen sonstigen psychomotorischen Behinderungen kam noch eine hinzu: Wenn ich länger als fünf Minuten etwas eintippen mußte, wurde meine Hand plötzlich so klebrig, als hätte ich sie in einen dicken Kartoffelbrei getaucht. Vier Finger wurden ganz unbeweglich, und nur der Zeigefinger konnte sich noch lösen und die Tasten erreichen, doch mit einer Langsamkeit und Tolpatschigkeit, die für jeden unbegreiflich bleiben mußte, der von dem unsichtbaren Kartoffelbrei nichts ahnte.

Und da zu diesem Phänomen noch eine ganz ungewöhnliche Begriffsstutzigkeit gegen Zahlen hinzukam, bot ich vor dem Taschenrechner allerdings ein Schauspiel, das einen Betrachter aus der Fassung bringen konnte. Ich musterte zunächst einmal jede neue Zahl so erstaunt wie Robinson den Eingeborenen, der ihm auf seiner unbekannten Insel begegnet; und dann versuchte meine steife Hand sie auf der Tastatur zu reproduzieren. Dazu mußte ich immerzu den Blick zwischen dem Papier und dem Display hin- und herwenden, um sicherzugehen, daß mir unterwegs kein Komma verrutschte und keine Null abhanden kam – und das Seltsamste war, daß diese peniblen Bemühungen mich nicht hinderten, kolossale Fehler durchgehen zu lassen.

Eines Tages, als ich so erbarmungswürdig auf der Maschine herumstocherte, hob ich den Blick und sah, wie meine Vorgesetzte mich mit ratloser Miene beobachtete.

– Welches ist denn nun Ihr Problem? fragte sie mich.

Um sie zu beschwichtigen, vertraute ich ihr das Kartoffelbrei-Syndrom an, das mir die Hand lahmte. Ich glaubte, mit dieser Geschichte bei ihr auf Verständnis zu stoßen.

Das einzige Resultat meines Bekenntnisses war die Folgerung, die ich aus Fubukis überlegenem Blick lesen konnte: »Jetzt versteh ich! Sie ist tatsächlich geistig behindert. Das erklärt alles.«

Das Monatsende rückte heran, und der Aktenordner war noch so dick wie zuvor.

– Sind Sie ganz sicher, daß Sie es nicht absichtlich tun?

– Vollkommen sicher.

– Gibt es in Ihrem Land viele, hm, Leute wie Sie?

Aus Belgien kannte sie sonst niemanden. Aus einer Anwendung von Nationalstolz sagte ich die Wahrheit:

– Niemand in Belgien ist mir ähnlich.

– Das beruhigt mich.

Ich lachte laut auf.

– Finden Sie das komisch?

– Hat Ihnen noch nie jemand gesagt, Fubuki, wie gemein es ist, geistig Behinderte zu drangsaliieren?

– Doch. Aber man hat mich nicht darauf vorbereitet, daß unter meinen Untergebenen mal eine sein würde.

Ich lachte noch lauter.

– Ich versteh immer noch nicht, was Sie so lustig finden.

– Das ist eine Begleiterscheinung meiner psychomotorischen Störung.

– Konzentrieren Sie sich lieber auf Ihre Arbeit! Am 28. teilte ich ihr meinen Entschluß mit, an diesem Abend nicht heimzugehen:

– Mit Ihrer Erlaubnis werde ich die folgenden Nächte hier an meinem Schreibtisch verbringen.

– Funktioniert Ihr Gehirn denn im Dunkeln besser?

– Hoffen wir's! Vielleicht wird diese neue Zwangslage es in Gang setzen.

Ihre Erlaubnis erhielt ich ohne weiteres. Es war nichts Ungewöhnliches, daß Mitarbeiter über Nacht im Büro blieben, wenn Termine einzuhalten waren.

– Glauben Sie, eine Nacht wird genügen?

– Sicher nicht. Ich bin darauf eingerichtet, nicht vor dem 31. nach Hause zu gehen.

Ich zeigte ihr meinen Rucksack:

– Ich habe mitgebracht, was ich brauche.

Ein leichter Rausch überkam mich, als ich mich allein in den Räumen der Firma Yumimoto befand. Er verflog sehr schnell, als ich feststellen mußte, daß mein Gehirn bei Nacht nicht besser funktionierte als bei Tag. Ich arbeitete rastlos, doch alle Hartnäckigkeit war vergebens.

Um vier Uhr früh machte ich mich vor einem Waschbecken kurz frisch und zog mich um. Ich trank einen sehr starken Tee und setzte mich wieder an meinen Platz.

Um sieben kamen die ersten Angestellten; Fubuki kam eine Stunde später. Sie warf einen kurzen Blick in die Ablage für die erledigten Kostenabrechnungen und sah, daß sie noch immer leer war. Sie schüttelte den Kopf.

Eine zweite schlaflose Nacht folgte der ersten. Die Situation blieb unverändert. In meinem Kopf verwirrten sich die Zahlen. Dennoch war ich weit davon entfernt zu verzweifeln. Ein unbegreiflicher Optimismus machte mich wagemutig. Ohne meine Rechnerei zu unterbrechen, hielt ich meiner Vorgesetzten eine, gelinde gesagt, unsachliche Rede:

– In Ihrem Vornamen ist Schnee. In der japanischen Version meines Vornamens ist Regen. Das scheint mir treffend. Der Unterschied zwischen Ihnen und mir ist derselbe wie zwischen Schnee und Regen. Was nichts daran ändert, daß wir aus demselben Stoff sind.

– Finden Sie wirklich, daß es zwischen Ihnen und mir Gemeinsamkeiten gibt?

Ich lachte. Infolge der Schlaflosigkeit brauchte es nichts, um mich zum Lachen zu bringen. Manchmal hatte ich Anfälle von Müdigkeit und Mutlosigkeit, aber immer fand ich unverzüglich in meine ausgelassene Stimmung zurück.

Mein Danaidenfaß hörte nicht auf, sich mit Zahlen zu füllen, die mein löcheriges Gehirn wieder entweichen ließ. Ich war der Sisypheos der Buchhaltung, und wie der mythische Heros gab ich nie auf, sondern begann die gnadenlose Rechnerei immer wieder von vorn, zum hundertsten, zum tausendsten Mal. Nebenbei gesagt, ich kann von einem Wunder berichten: Ich verrechnete mich tausendmal, was mich ebenso entnervt hätte wie sich ständig wiederholende Musik, wären meine tausend Fehler nicht jedesmal andere gewesen – bei jeder Rechnung kam ich zu tausend verschiedenen Resultaten. Ich war eben ein Genie.

Nicht selten hob ich zwischen zwei Rechnungen

den Kopf, um die Peinigerin zu betrachten, die mich in diese Galeere gekettet hatte. Ihre Schönheit überwältigte mich. Das einzige, was mir mißfiel, war ihre säuberliche Frisur, die ihr halblanges Haar in einer unerschütterlichen Welle festhielt, deren Starrheit besagte: »Ich bin eine *executive woman*.« Ich erlaubte mir ein herrliches Spiel: In Gedanken zerwühlte ich ihr die Frisur. Diesem schwarzglänzenden Haarschopf schenkte ich die Freiheit. Meine geistigen Finger versetzten sie in einen Zustand prachtvoller aufgelöstheit. Manchmal kannte ich keine Grenze mehr und richtete ihr Haar so zu, daß sie aussah wie nach einer stürmischen Liebesnacht. So verwüstet, wurde ihre Schönheit atemberaubend. Es kam vor, daß Fubuki mich bei meinem imaginären *Hair-Styling* überraschte:

– Warum schauen Sie mich so an?

– Ich dachte gerade, daß auf japanisch »Haare« und »Gott« gleich klingen.

– Und »Papier« auch, nicht zu vergessen! Kümmeren Sie sich wieder um letzteres!

Mein inneres Durcheinander wurde von Stunde zu Stunde schlimmer. Weniger und weniger wußte ich, was ich sagen oder nicht sagen sollte. Als ich nach dem Kurs der schwedischen Krone zum Datum des 20. Februar 1990 suchte, verselbständigte sich mein Mundwerk und sagte:

– Was wollten Sie später mal werden, als Sie noch klein waren?

– Meisterin im Bogenschießen.

– Das stünde Ihnen gut!

Da sie keine Gegenfrage stellte, knüpfte ich an:

– Ich, als ich klein war, wollte Gott werden. Der Gott der Christen. Etwa mit fünf habe ich begriffen, daß diese Ambition nicht zu realisieren war. Also habe ich etwas Wasser in meinen Wein getan und beschlossen, Christus zu werden. Ich stellte mir meinen Kreuzestod vor dem Publikum der versammelten Menschheit vor. Mit sieben Jahren wurde mir bewußt, daß ich es so weit nicht bringen würde. Ich wurde bescheidener und wollte nur noch Märtyrerin werden. An diesem Entschluß habe ich viele Jahre hindurch festgehalten. Daraus wurde auch nichts.

– Und dann?

– Das wissen Sie ja: Jetzt sitze ich in der Buchhaltung bei Yumimoto. Ich glaube, tiefer konnte ich nicht fallen.

– Meinen Sie? fragte sie mit einem vielsagenden Lächeln.

Die Nacht vom 30. zum 31. brach an. Fubuki ging als letzte nach Hause. Ich fragte mich, warum sie mich nicht längst entlassen hatte: War denn nicht

allzu deutlich, daß ich niemals auch nur den hundertsten Teil meiner Arbeit schaffen würde?

Nun war ich allein. Es war meine dritte schlaflose Nacht hintereinander in dem riesigen Büro. Ich hackte auf den Rechner ein und notierte immer verworrenere Resultate.

Dann geschah mir etwas Fabelhaftes: Mein Geist kippte auf die andere Seite.

Plötzlich hielt mich nichts mehr. Ich stand auf. Ich war frei. So frei war ich noch nie gewesen. Ich ging zu der Fensterfront. Die beleuchtete Stadt lag in weiter Ferne unter mir. Ich herrschte über die Welt. Ich war Gott. Meinen Körper würde ich aus dem Fenster werfen, um ihn loszuwerden.

Ich knipste die Neonlampen aus. Von der fernen Stadt kam Licht genug. Ich ging in die Küche, nahm mir eine Cola und trank sie in einem Zug aus. In die Buchhaltung zurückgekehrt, band ich mir die Schuhe auf und warf sie in die Luft. Ich sprang auf einen Schreibtisch, dann auf den nächsten und weiter, mit Freudenschreien, von einem zum andern.

Ich war so leicht, daß die Kleider mich niederdrückten. Ich streifte sie ab, eins nach dem andern, und streute sie rings um mich. Als ich nackt war, machte ich einen Handstand – was ich mein Leben lang noch nie fertiggebracht hatte. Auf den Händen

lief ich durch die angrenzenden Räume. Schließlich, nach einem perfekten Überschlagn, tat ich einen Sprung und saß plötzlich auf dem Platz meiner Vorgesetzten.

Fubuki, ich bin Gott. Auch wenn du nicht an mich glaubst, ich bin Gott. Du gibst Befehle, das will nicht viel heißen. Ich aber, ich herrsche. Macht interessiert mich nicht. Herrschen ist viel schöner. Du hast ja keine Ahnung von meiner Herrlichkeit. Herrlichkeit ist gut. Das ist, wenn die Engel mir zu Ehren ihre Posaunen blasen. Noch nie bin ich so herrlich gewesen wie heute nacht. Das verdank ich dir. Wenn du wüßtest, wie du für meinen Ruhm arbeitest!

Pontius Pilatus wußte auch nicht, daß er für den Triumph des Herrn arbeitete. Es gab den Christus des Ölbergs, ich bin der Christus des Computers. In der Dunkelheit, die mich umgibt, ragt der Wald der hochgezüchteten Computer empor.

Ich betrachte deinen Computer, Fubuki. Er ist groß und prächtig. Im Halbdunkel sieht er aus wie eine Statue von der Osterinsel. Mitternacht ist schon vorüber, heute ist Freitag, mein Karfreitag, Tag der Venus auf französisch, Tag des Goldes auf japanisch, und ich weiß nicht recht, welche Beziehung es da geben könnte zwischen diesem jüdisch-christlichen Leiden, dieser lateinischen Wollust und

der japanischen Verehrung für das unvergängliche Metall.

Seit ich das weltliche Dasein verlassen habe, um in den Orden einzutreten, hat die Zeit jede Konsistenz verloren und sich in einen Taschenrechner verwandelt, auf dessen Tasten ich fehlerhafte Zahlen tippe. Ich glaube, es ist Ostern. Von meinem babylonischen Turm herab blicke ich auf den Park von Ueno und sehe schneeige Bäume: Kirschbäume in Blüte – ja, es muß wohl Ostern sein.

Sosehr Weihnachten mich bedrückt, so sehr richtet Ostern mich wieder auf. Ein Gott, der zum Baby wird, das ist nur peinlich. Ein armer Kerl, der Gott wird, das ist schon etwas anderes. Ich umarme Fubukis Computer und bedecke ihn mit Küssen. Auch ich bin eine arme Gekreuzigte. Was mir so gefällt an der Kreuzigung, das ist, daß damit alles zu Ende ist. Endlich brauche ich nicht mehr zu leiden. Sie haben mir so viele Zahlen in den Leib genagelt, daß auch für die kleinste Dezimalstelle kein Platz mehr ist. Sie werden mir den Kopf absäbeln, und ich werde nichts mehr spüren.

Es ist großartig, zu wissen, wann man sterben wird. Man kann sich drauf einrichten und aus seinem letzten Tag ein Kunstwerk machen. Am Morgen kommen meine Henker, und ich werde ihnen sagen: »Ich bin gescheitert! Tötet mich! Erfüllt mir

einen letzten Wunsch: Fubuki soll mir den Tod geben. Sie soll mir den Kopf abnehmen wie den Dekkel von einer Pfefferdose. Mein Blut wird fließen, und es wird schwarzer Pfeffer sein. Nehmet und esset davon, denn das ist mein Pfeffer, der ausgestreut sein soll für euch und für alle, der Pfeffer des neuen und ewigen Bundes. Und ewig sollt ihr niesen, mir zum Gedenken!«

Mir ist kalt. Vergebens drücke ich den Computer in meinen Armen; er wärmt mich nicht. Ich ziehe mich wieder an. Immer noch zähneklappernd, lege ich mich auf den Boden und leere den Papierkorb über mich aus. Ich verliere das Bewußtsein.

Man ruft zu mir herab. Ich schlage die Augen auf und sehe Abfälle. Ich mache die Augen wieder zu. Ich falle zurück in den Abgrund.

Ich höre Fubukis sanfte Stimme:

– Ich kenne sie doch. Sie hat sich mit Abfällen bedeckt, damit man sich nicht getraut, sie wachzurütteln. Sie macht sich unberührbar. Das ist so ihre Art. Sie hat kein Ehrgefühl. Wenn ich ihr sage, daß sie dumm ist, antwortet sie, es sei noch schlimmer, sie sei geistig behindert. Immer muß sie sich erniedrigen. Damit glaubt sie sich unangreifbar zu machen. Sie täuscht sich.

Ich möchte erklären, daß die Abfälle mich vor der Kälte schützen sollten. Ich habe keine Kraft zu reden. Unter dem Dreck von Yumimoto ist es warm. Ich versinke wieder.

Ich kam an die Oberfläche. Durch eine Schicht von zerknüllten Papieren, leeren Dosen und Flaschen und Cola-durchtränkten Zigarettenskippen sah ich die Uhr, die zehn Uhr morgens anzeigte.

Ich stand auf. Niemand wagte mich anzusehen, außer Fubuki, die in eisigem Ton zu mir sagte:

– Wenn Sie wieder mal den Clochard spielen wollen, tun Sie es nicht mehr in unserer Firma! Dafür gibt es die U-Bahn-Stationen.

Krank vor Scham ging ich mit meinem Rucksack in die Toilette, wo ich mich umzog und mir unterm Wasserhahn das Gesicht wusch. Als ich zurückkam, hatte eine Putzfrau die Spuren meines Irrsinns schon beseitigt.

– Das wollte ich doch selbst machen, sagte ich verlegen.

– Ja, kommentierte Fubuki. Wenigstens dazu wären Sie ja vielleicht fähig gewesen.

– Ich nehme an, Sie denken an die Spesenüberprüfung. Sie hatten recht: Es geht über meine Fähigkeiten. Ich erkläre Ihnen feierlich: Ich verzichte auf diese Aufgabe.

– Zu dieser Erkenntnis haben Sie sich aber Zeit gelassen, bemerkte sie spöttisch.

»Also darum ging es ihr«, dachte ich. »Ich sollte es selbst sagen. Natürlich, so ist es viel erniedrigender.«

– Heute abend verfällt der Termin, sagte ich.

– Geben Sie mir den Ordner!

Nach zwanzig Minuten war sie fertig.

Den Tag verbrachte ich wie ein Zombie. Ich hatte eine trockene Kehle. Mein Schreibtisch lag voller Blocks und Zettel mit Rechenfehlern. Ich warf sie weg, einen nach dem andern.

Wenn ich Fubuki an ihrem Computer arbeiten sah, fiel es mir schwer, nicht zu lachen. Ich stellte mir vor, wie ich letzte Nacht auf der Tastatur gesessen hatte, nackt, den Apparat mit Armen und Beinen umschlingend. Und nun setzte die junge Frau ihre Finger auf dieselben Tasten. Zum ersten Mal interessierte ich mich für Informatik.

Die wenigen Stunden Schlaf unter dem Abfallhaufen hatten nicht ausgereicht, mich aus dem Sumpf zu ziehen, den die Überschwemmung mit Zahlen in meinem Gehirn gebildet hatte. Ich watete noch darin herum, suchte die Überreste meiner inneren Ordnung zusammen. Dennoch beglückten mich schon die ersten Anzeichen einer wundersa-

men Erholung: Zum ersten Mal seit endlosen Wochen brauchte ich nicht mehr auf dem Rechner zu klappern.

Ich entdeckte von neuem die Welt ohne Zahlen. Wenn es einen Analphabetismus gibt, müßte es auch einen Anarithmetismus geben, als Bezeichnung für die Nöte von Menschen wie mir.

Das Jahrhundert hatte mich wieder. Es scheint vielleicht sonderbar, daß nach meiner Irrsinnsnacht alles so weiterging, als wäre nichts Schlimmes passiert. Gewiß, niemand hatte mich nackt im Handstand durch die Büros laufen oder einen keuschen Computer unsittlich berühren sehen. Aber immerhin hatte man mich unter dem Inhalt eines Papierkorbs schlafend gefunden. In anderen Ländern hätte man mich für ein solches Verhalten vielleicht vor die Tür gesetzt.

Seltsamerweise hat dies seine Logik: Die autoritärsten Systeme zeitigen in den Völkern, bei denen sie gelten, die aberwitzigsten Fälle von abweichendem Verhalten – und begünstigen damit zugleich eine gewisse bedingte Toleranz gegen die krassesten menschlichen Absonderlichkeiten. Was ein Exzentriker ist, weiß man erst, wenn man einem japanischen Exzentriker begegnet ist. Ich hatte unter einem Abfallhaufen geschlafen? Das hatte

man schon öfter gesehen. In Japan weiß man, was »durchdrehen« heißt.

Ich begann wieder, mich im Kleinen nützlich zu machen. Das Vergnügen, mit dem ich Tee und Kaffee bereitete, könnte ich nur schwer benennen; diese einfachen Handreichungen, die meinem armen Hirn kein Hindernis in den Weg stellten, halfen mir, mein Inneres wieder zusammenzuflicken.

So unauffällig wie möglich fing ich von neuem an, die Kalender à jour zu halten. Ich gab mir Mühe, den Anschein ständigen Beschäftigtseins zu erwecken, so sehr fürchtete ich mich davor, wieder mit Zahlen gepeinigt zu werden.

Ganz nebenbei kam es zu einem Ereignis: Ich begegnete Gott. Der schändliche Vizepräsident hatte sich von mir ein Bier holen lassen, als wäre er noch nicht dick genug. Ich brachte es ihm mit höflich verhohlenem Abscheu. Als ich seine Höhle verließ, öffnete sich die Tür des benachbarten Zimmers. Ich stand Auge in Auge dem Präsidenten gegenüber.

Wir sahen einander verblüfft an. Meinerseits war dies verständlich, war es mir doch endlich einmal vergönnt, Yumimotos Gottheit zu sehen. Was ihn angeht, so war es nicht so leicht zu erklären: Wußte er überhaupt, daß ich existierte? Anscheinend wußte er es, denn mit einer unglaublich wohlklingenden und zarten Stimme rief er aus:

– Sie sind doch sicher Amélie-san?

Er lächelte und reichte mir die Hand. Ich war dermaßen verwirrt, daß ich keinen Ton herausbrachte. Herr Haneda war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von schwächtiger Gestalt und außergewöhnlich feinen Gesichtszügen. Nichts als Güte und Harmonie strahlten von ihm aus. Er blickte mich mit so aufrichtiger Liebenswürdigkeit an, daß ich auch noch das letzte bißchen Fassung verlor.

Er ging davon, und ich blieb allein auf dem Flur stehen, unfähig, mich zu rühren. Das also war der Präsident dieser Folterstätte, wo ich jeden Tag unsinnige Demütigungen erduldet, der Herr der Gehenna: dieses erhabene Menschenwesen, diese Seele von höherer Art!

Es war unbegreiflich. Eine Gesellschaft, die ein Mensch von so unverkennbarer Noblesse leitete, hätte doch ein strahlendes Paradies sein müssen, ein Reich der Sanftmut und der freien Entfaltung. Was für ein Geheimnis! War es denn möglich, daß Gott die Hölle beherrscht?

Ich stand noch immer da wie betäubt, als die Antwort auf diese Frage kam. Die Tür zum Büro des gewaltigen Omochi ging auf, und das Scheusal brüllte mich an:

– Was stehen Sie da herum? Wir bezahlen Sie

nicht dafür, daß Sie auf dem Flur Wurzeln schlagen!

Alles wurde mir klar: In der Firma Yumimoto war Gott der Präsident, und der Vizepräsident war der Teufel.

Fubuki hingegen war weder Teufel noch Gott, sie war eine Japanerin.

Nicht alle Japanerinnen sind schön. Aber wenn eine mal schön ist, können alle anderen einpacken.

Jede Schönheit ist überwältigend, aber die Schönheit der Japanerin ist es noch mehr. Zunächst, weil schon dieser Lilienteint, die lieblichen Augen, die Nase mit den fein geschwungenen Flügeln und die Lippen mit ihren klaren Konturen das Zeug dazu haben, selbst die vollkommensten Gesichter in den Schatten zu stellen.

Sodann, weil ihre Manieren sie zu einem Kunstwerk machen, das für den Verstand unzugänglich bleibt.

Zuletzt und vor allem, weil eine Schönheit, die in so viele körperliche und seelische Korsetts eingeschnürt gewesen ist, so viele Zwänge ertragen hat, so vielen Niederlagen, absurden Verboten, Dogmen, der Erstickung, der Trostlosigkeit, dem Sadismus, der Verschwörung des Stillschweigens, so vielen Demütigungen widerstanden hat – weil eine

solche Schönheit jedenfalls ein Wunder an Heroismus ist.

Nicht daß die Japanerin ein Opferlamm wäre – weit gefehlt! Unter den Frauen auf diesem Planeten ist sie wahrhaftig nicht am schlechtesten weggekommen. Ihre Macht ist beträchtlich; ich muß es wissen.

Nein. Wenn man die Japanerin bewundern muß – und das muß man –, dann dafür, daß sie sich nicht umbringt. Von frühester Kindheit an verschwört sich alles gegen sie. Man schmiert ihr Gips ins Gehirn: »Wenn du mit fünfundzwanzig noch nicht verheiratet bist, hast du allen Grund, dich zu schämen«; »wenn du lachst, wirst du nie eine Dame«; »wenn dein Gesicht eine Regung zeigt, bist du ordinär«; »wenn du ein Haar an deinem Körper auch nur erwähnst, bist du obszön«; »wenn ein Junge dich in aller Öffentlichkeit auf die Wange küßt, bist du eine Nutte«; »wenn du dir das Essen schmecken läßt, bist du eine Sau«; »wenn du gerne schläfst, bist du eine Kuh« usw. Diese Vorschriften wären zu belächeln, wenn sie im Geist nicht haften blieben.

Denn was der Japanerin durch das Gewirr dieser Dogmen hindurch eingeschärft wird, ist letztlich, daß sie nichts Schönes zu erhoffen hat. Hoffe nicht auf Lust, denn sie würde dich vernichten.

Hoffe nicht auf Liebe, denn du bist der Mühe nicht wert: Wer dich liebte, würde deine Fassade lieben, nicht wirklich dich. Hoffe nicht, daß das Leben dir irgend etwas bringt, denn jedes Jahr, das vergeht, nimmt dir etwas weg. Nicht einmal auf etwas so Einfaches wie Ruhe darfst du hoffen, denn du hast keinen Grund, gelassen zu sein.

Setze deine Hoffnung in die Arbeit. Als Frau hast du wenig Aussichten, es weit zu bringen; aber hoffe darauf, deinem Unternehmen gute Dienste zu leisten. Mit deiner Arbeit wirst du Geld verdienen, an dem du zwar keine Freude hast, das dir aber unter Umständen hilft, dich durchzusetzen, zum Beispiel auf dem Heiratsmarkt – denn du bist ja nicht so blöd zu glauben, daß man dich um deiner inneren Werte willen begehrt.

Davon abgesehen, kannst du hoffen, alt zu werden, woran aber gar nichts liegt, und der Schande zu entgehen, was reiner Selbstzweck ist. Hier endet die Liste deiner legitimen Hoffnungen.

Und hier beginnt die unendliche Theorie deiner sterilen Pflichten. Du mußt untadelig sein, schon deshalb, weil dies das mindeste ist. Daß du untadelig bist, bringt dir nichts ein, außer daß du eben untadelig bist, was weder ein Grund zum Stolz noch zur Freude ist.

Ich werde dir niemals alle deine Pflichten auf-

zählen können, denn in deinem Leben bleibt keine Minute, wo du nicht der einen oder anderen von ihnen unterliegst. Selbst wenn du, zum Beispiel, allein auf der Toilette dem schlichten Bedürfnis nachgibst, deine Blase zu entleeren, hast du die Pflicht, dafür zu sorgen, daß niemand dein Bächlein plätschern hört: Also mußt du unablässig die Spülung ziehen.

Dieses Beispiel nenne ich, um dir eines begreiflich zu machen: Bedenke, wenn du schon in so intimen und unbedeutenden Verrichtungen einem Gebot unterliegst, wieviel umfassender dann erst die Zwänge sind, die in den wesentlichen Momenten deines Lebens auf dir lasten.

Du hast Hunger? Iß fast nichts, denn du mußt schlank bleiben, nicht weil es dich erfreuen könnte, wenn sich die Leute auf der Straße nach deiner Silhouette umdrehen – sie tun es sowieso nicht –, sondern weil du dich schämen müßtest, ein paar Rundungen aufzuweisen.

Du hast die Pflicht, schön zu sein. Wenn du sie erfüllst, wird deine Schönheit dir keinerlei Freude bereiten. Die einzigen Komplimente, die du hören wirst, werden dir von Westlern gemacht, und deren schlechten Geschmack kennen wir ja. Wenn du dein Bild im Spiegel betrachtest, geschehe es in Furcht und ohne Wohlgefallen, denn deine Schön-

heit bringt dir nichts ein als das Grauen davor, sie zu verlieren. Bist du ein schönes Mädchen, bist du nichts Besonderes; bist du kein schönes Mädchen, bist du weniger als nichts.

Du hast die Pflicht zu heiraten, möglichst bevor du die Fünfundzwanzig, dem Verfallsdatum, erreichst. Dein Mann wird dir keine Liebe schenken, wenn er kein Trottel ist, und von einem Trottel geliebt zu werden macht nicht glücklich. Jedenfalls, ob er dich nun liebt oder nicht, du wirst nicht viel von ihm sehen. Um zwei Uhr morgens kommt ein erschöpfter und oftmals betrunkenener Mann zu dir, um sich ins Ehebett fallen zu lassen, das er um sechs wieder verläßt, ohne ein Wort mit dir geredet zu haben.

Du hast die Pflicht, Kinder zu kriegen, die du wie Gottheiten behandelst, bis sie drei Jahre alt sind; dann verjagst du sie von heute auf morgen aus dem Paradies und meldest sie zum Drill für den Lebenskampf an, der im Kindergarten beginnt und dauert, bis sie achtzehn sind, und sich später, ab fünfundzwanzig, fortsetzt bis zu ihrem Tod. Du hast die Pflicht, Geschöpfe zur Welt zu bringen, die um so unglücklicher sein werden, als die ersten drei Lebensjahre ihnen eine Vorstellung vom Glück eingeprägt haben.

Du findest das entsetzlich? Da bist du nicht die

erste. Andere deinesgleichen denken so seit 1960. Du siehst doch, es hat nichts genützt. Etliche von ihnen haben sich aufgelehnt; und in der einzigen freien Periode deines Lebens, zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, wirst vielleicht auch du dich auflehnen. Aber mit fünfundzwanzig merkst du auf einmal, daß du noch nicht verheiratet bist, und du schämst dich. Du vertauschst deine exzentrische Kluft mit einem ordentlichen Kostüm, engen weißen Hosen und lächerlichen Stiefeletten; du unterwirfst deinen schönen, glatten Haarschopf einem öden Styling und bist erleichtert, wenn irgendein Mann oder Arbeitgeber dich nimmt.

In dem höchst unwahrscheinlichen Fall, daß du eine Liebeshe Ehe eingehst, wirst du noch unglücklicher, denn du wirst deinen Mann leiden sehen. Besser, du liebst ihn nicht; dann kannst du gleichmütig zuschauen, wie seine Ideale – die er für sein Teil noch hat – Schiffbruch erleiden. Man hat ihm zum Beispiel Hoffnung gemacht, daß er von einer Frau geliebt werden könnte. Sehr bald aber merkt er, daß du ihn nicht liebst. Wie solltest du jemanden lieben, mit all dem Gips, der dein Herz lähmt? Man hat dir zu viele Kalküle eingegeben, als daß du noch lieben könntest. Wenn du jemanden liebst, bist du falsch erzogen worden. In den ersten Tagen deiner Ehe wirst du hundert Dinge simulieren müssen.

Zugegeben, keine Frau ist für die Simulation begabter als du.

Du hast die Pflicht, dich für andere aufzuopfern. Denke aber nicht, daß dein Opfer diejenigen, denen du es darbringst, glücklich machen wird. Es wird ihnen allenfalls ersparen, deinetwegen zu erröten. Du hast keine Chance, sei es, glücklich zu werden, sei es, andere glücklich zu machen.

Und wenn wider Erwarten ein ungewöhnliches Schicksal eine dieser Regeln außer Kraft setzt, schließe daraus nicht, daß du sie besiegt hast. Schließe daraus, daß du dich täuschst. Du wirst es schnell genug begreifen, denn die Illusion deines Sieges kann nicht vorhalten. Und erlaube dir nicht, den Augenblick auszukosten: Diesen Rechenfehler überlasse den Westlern. Der Augenblick ist nichts, dein Leben ist nichts. Alles, was nicht mindestens zehntausend Jahre dauert, zählt nicht.

Wenn dich das tröstet, niemand hält dich für weniger intelligent als den Mann. Daß du gescheit bist, sieht jeder, sogar die, die dich so schäbig behandeln. Trotzdem, bei Licht besehen, findest du das so tröstlich? Wenn man dich für dumm hielte, wäre deine Verdammnis wenigstens zu erklären und du könntest daraus entkommen, indem du nach den Geboten der Logik die Tüchtigkeit deines Gehirns unter Beweis stellst. Aber man weiß, du bist eben-

bürtig, wenn nicht gar überlegen: Dein Aufenthalt in der Hölle ist also absurd, was bedeutet, daß dir kein Weg offensteht, sie zu verlassen.

Doch, einen gibt es. Einen einzigen, und ihn zu gehen, bist du vollauf berechtigt, es sei denn, du hättest die Dummheit begangen, dich zum Christentum zu bekehren. Du hast das Recht, dich zu töten. In Japan ist dies bekanntlich eine höchst ehrenwerte Tat. Glaub nur nicht, daß du im Jenseits ein behagliches Paradies vorfindest, wie es die netten Westler beschreiben. Auf der anderen Seite ist nichts Besonderes. Denk lieber an das, was der Mühe wert ist, an deinen Nachruhm. Er wird glänzen, wenn du dich tötest, und deine Angehörigen werden stolz auf dich sein. In der Familiennische des Bestattungstempels erhältst du einen Vorzugsplatz: Das ist das Höchste, was der Mensch erhoffen kann.

Gewiß, du mußt dich nicht umbringen. Aber dann hältst du früher oder später nicht mehr stand und belädst dich mit irgendeiner Schande: nimmst dir einen Liebhaber, ergibst dich der Schlemmerei oder wirst faul – du wirst sehen!

Wir haben bemerkt, daß es den Menschen und vor allem den Frauen schwerfällt, lange ohne einen dieser Fehlritte in die fleischlichen Genüsse auszukommen.

Wenn wir die Lust mißachten, dann nicht aus Puritanismus. Dieser amerikanische Wahn liegt uns fern.

Nein, die Lust zu meiden ist deshalb besser, weil sie uns den Schweiß hervortreibt. Nichts ist schändlicher, als zu schwitzen. Wenn du mit vollen Backen deine Schale kochendheißer Nudeln verschlingst, wenn du dich der Raserei des Geschlechts hingibst, wenn du den Winter dösend am warmen Ofen verbringst, wirst du schwitzen. Und niemand wird mehr bezweifeln, daß du eine ordinäre Person bist.

Zögere daher nicht zwischen der Selbsttötung und dem Schwitzen! Das eigene Blut zu vergießen verdient Bewunderung, Schweiß zu vergießen Verachtung. Wenn du dir den Tod gibst, schwitzt du nie wieder, und deine Beklemmung hat für alle Ewigkeit ein Ende.

Ich glaube nicht, daß das Schicksal des japanischen Mannes sehr viel beneidenswerter ist. Im Grunde glaube ich das Gegenteil. Die Japanerin hat immerhin die Möglichkeit, die Hölle des Unternehmens zu verlassen, indem sie heiratet. Nicht in einer japanischen Firma zu arbeiten erscheint mir allein schon erstrebenswert.

Aber dafür ist der Mann noch nicht völlig erstickt. Ihm hat man nicht von frühester Kindheit an

jede Spur eines Ideals ausgetrieben. Er besitzt noch eines der menschlichen Grundrechte: zu träumen, zu hoffen. Und darauf verzichtet er nicht. Er denkt sich chimärische Welten aus, in denen er sein eigener Herr ist.

Die Japanerin hat diese Möglichkeit nicht, wenn sie wohlerzogen ist – und das sind die meisten. Ihr hat man diese wesentliche Fähigkeit sozusagen wegamputiert. Darum spreche ich jeder Japanerin, die sich nicht umgebracht hat, meine tiefe Bewunderung aus. Am Leben zu bleiben ist für sie eine Widerstandstat von edlem, uneigennützigem Mut.

So dachte ich, als ich Fubuki beobachtete.

– Darf man wissen, was Sie tun? fragte sie in bissigem Ton.

– Ich träume. Passiert Ihnen das nie?

– Nie.

Ich lächelte. Herr Saito war gerade Vater eines zweiten Kindes geworden, eines Jungen. Eine wunderbare Eigenheit des Japanischen besteht dann, daß man Vornamen nach Belieben erfinden kann, ausgehend von allen Elementen der Sprache. Dank einer jener Bizarrerien, von denen die japanische Kultur noch etliche andere auf weist, tragen diejenigen, die kein Recht haben zu träumen, einen Vornamen, der träumen macht, wie Fubuki. Bei der

Namensfindung für ein Mädchen gestatten die Eltern sich die erlesensten Lyrismen. Hingegen sind die onomastischen Schöpfungen für Jungen oft von belustigender Grobschlächtigkeit.

Also, weil es die selbstverständlichste Sache von der Welt war, den Infinitiv eines Verbs als Vornamen zu wählen, hatte Herr Saito seinen Sohn Tsutomeru, »arbeiten«, genannt. Den Gedanken, daß man die Identität dieses Knäbleins mit einem solchen Programm ausstaffiert hatte, fand ich erheiternd.

Ich stellte mir vor, wie die Mutter in wenigen Jahren den Jungen ermahnen würde, wenn er aus der Schule heimkäme: »Arbeiten, geh arbeiten!« Und wenn er nun arbeitslos würde?

Fubuki war untadelig. Ihr einziger Fehler war, daß sie mit neunundzwanzig noch keinen Mann hatte. Sicherlich schämte sie sich deshalb. Daß eine so schöne junge Frau noch keinen Mann gefunden hatte, konnte aber, wenn man es recht bedachte, nur den Grund haben, daß sie untadelig gewesen war. Das heißt, sie hatte mit Feuereifer die oberste Regel befolgt, die Herrn Saitos Sohn als Vorname diente. Seit sieben Jahren war sie ganz in der Arbeit aufgegangen. Mit Erfolg, denn sie hatte einen beruflichen Aufstieg geschafft, der für eine Frau ungewöhnlich war.

Doch bei einer solchen Zeiteinteilung wäre es absolut unmöglich gewesen, beizeiten den Hafen der Ehe anzusteuern. Freilich konnte man ihr nicht vorwerfen, sie habe zuviel gearbeitet, denn in den Augen der Japaner arbeitet man niemals zuviel. In den Regeln für die Frau gab es also eine Unstimmigkeit: Untadelig zu sein, indem man fleißig arbeitete, führte dazu, daß man das Alter von fünf- undzwanzig Jahren überschritt, ohne zu heiraten, mit der Konsequenz, daß man nicht mehr untadelig war. Der Sadismus des Systems gipfelte in dieser Aporie: Die Einhaltung seiner Regeln führte zum Regelverstoß.

Schämte sich Fubuki, immer noch ledig zu sein? Gewiß. Sie war viel zu sehr auf die eigene Perfektion bedacht, um sich auch nur die geringste Nachlässigkeit in der Befolgung der höheren Gebote zu erlauben. Ich fragte mich, ob sie wohl hin und wieder ein flüchtiges Verhältnis mit einem Liebhaber hatte. Jedenfalls hätte sie sich des Vergehens einer Verletzung der *nadeshiko* niemals gerühmt. (*Nadeshiko*, die »Nelke«, symbolisiert das nostalgische Ideal der keuschen jungen Japanerin.) Ich kannte ihren Terminplan und sah darin nicht den geringsten Platz auch nur für ein banales kleines Abentuer.

Ich beobachtete, wie sie sich gebärdete, wenn sie

es mit einem Junggesellen zu tun hatte. Ob er schön oder häßlich, jung oder alt, freundlich oder biestig, gescheit oder dumm war, spielte keine Rolle, wenn er nur in der Hierarchie unserer oder seiner Firma nicht unter ihr stand: Dann legte meine Vorgesetzte plötzlich eine fast schon aggressive Liebenswürdigkeit an den Tag. Außer sich vor Nervosität tasteten ihre Hände nach dem breiten Gürtel, der an der allzu schmalen Taille wenig Halt fand, und schoben die verrutschte Schnalle wieder nach vorn. Ihre Stimme wurde so einschmeichelnd, daß sie einem Gurren nahekam.

In meinem inneren Lexikon nannte ich dies »Fräulein Moris Balztanz«. Es hatte etwas Komisches, zu sehen, wie meine Peinigerin dieses Theater veranstaltete, das sie erniedrigte und ihre Schönheit nicht ins beste Licht rückte. Trotzdem tat es mir weh, um so mehr, als die Männer, vor denen sie diese kläglichen Verführungskünste entfaltete, es gar nicht bemerkten und daher vollkommen unempänglich waren. Manchmal hätte ich so einen Kerl schütteln und ihn anschreien mögen:

– Los, sei mal ein bißchen galant! Hast du nicht bemerkt, was sie sich deinetwegen für eine Mühe gibt? Richtig, sie nimmt sich dabei nicht sehr vor teilhaft aus, aber wenn du wüßtest, wie schön sie ist, wenn sie auf dieses Getue verzichtet! Viel zu

schön für dich, nebenbei gesagt. Du solltest Freudenstränen vergießen, daß ein Juwel wie sie dich begehrenswert findet.

Und zu Fubuki hätte ich gern gesagt:

– Hör auf damit! Glaubst du wirklich, mit diesem Affentheater lockst du jemanden an? Du bist viel verführerischer, wenn du mich beschimpfst und mich wie den letzten Dreck behandelst. Wenn dir das hilft, stell dir doch vor, er wäre ich! Sprich mit ihm und denk dir dabei, du sprichst mit mir: also geringschätzig, von oben herab. Du sagst ihm, er sei geisteskrank und zu nichts zu gebrauchen – und du wirst sehen, das läßt ihn nicht kalt.

Vor allem hätte ich ihr einflüstern wollen:

– Ist es nicht tausendmal besser, bis ans Ende deiner Tage ledig zu bleiben, als sich mit einer solchen Null zu belasten? Was willst du mit so einem? Und wie kannst du dich dafür schämen, keinen von diesen Kerlen geheiratet zu haben – du, eine Göttin, ein Meisterwerk unter all dem, was der Planet hervorgebracht hat? So gut wie alle sind kleiner als du – glaubst du nicht, daß das ein Zeichen ist? Du bist ein Bogen, zu groß für diese unzulänglichen Schützen.

Wenn das männliche Beutetier fortging, wechselte der Gesichtsausdruck meiner Vorgesetzten binnen einer Sekunde von süßlich zu eiskalt. Nicht

selten begegnete sie dann meinem ätzenden Blick. Haßerfüllt preßte sie die Lippen aufeinander.

In einer mit Yumimoto befreundeten Firma arbeitete ein siebenundzwanzigjähriger Holländer namens Piet Kramer. Obgleich kein Japaner, hatte er eine hierarchische Position erreicht, die der meiner Peinigerin gleichwertig war. Weil er einsneunzig groß war, hatte ich gedacht, er sei eine für Fubuki mögliche Partie. Tatsächlich begann sie, wenn er in unser Büro kam, hektisch zu balzen, wobei sie ihren Gürtel aufgeregt hin und her schob.

Piet Kramer war ein braver Junge von passablem Aussehen. Daß er Holländer war, traf sich auch gut: Damit war er fast deutsch, was seine Zugehörigkeit zur weißen Rasse sehr viel erträglicher machte.

Eines Tages sagte er zu mir:

– Sie haben ein Glück, daß Sie für Fräulein Mori arbeiten können! Die ist doch so nett!

Diese Äußerung amüsierte mich, und ich beschloß, sie zu verwenden. Ich wiederholte sie meiner Kollegin, nicht ohne das Wort »nett« mit einem ironischen Lächeln zu kommentieren. Ich fügte hinzu:

– Das bedeutet, daß er in Sie verliebt ist. Sie sah mich verblüfft an.

– Ist das wahr?

– Ich weiß, was ich sage, versicherte ich.

Für ein paar Sekunden war sie perplex. Sie dachte wohl: »Sie ist eine Weiße, also kennt sie die Gebräuche der Weißen. Ausnahmsweise könnte ich ihr trauen. Aber auf keinen Fall darf sie etwas davon merken.«

Sie setzte eine frostige Miene auf und sagte:

– Er ist mir zu jung.

– Er ist zwei Jahre jünger als Sie. Nach der japanischen Tradition ist das genau der richtige Altersunterschied für eine *anesan niôbô*, eine »Gatting-große-Schwester«. Die Japaner halten dies für die beste Verbindung: Die Frau hat ein wenig mehr Erfahrung als der Mann, und so wirkt sie beruhigend auf ihn ein.

– Ich weiß, ich weiß.

– Wenn das so ist, was haben Sie dann an ihm auszusetzen?

Sie schwieg. Es war klar, daß sie in einen anderen Zustand entschwebte.

Einige Tage später wurde ein Besuch von Piet Kramer angekündigt. Fieberhafte Erregung packte die junge Frau.

Unglücklicherweise war es sehr heiß. Der Holländer hatte die Jacke abgelegt, und auf seinem Hemd breiteten sich unter den Achseln große Schweißflecken aus. Ich sah, wie Fubukis Miene sich verzog. Sie bemühte sich, normal zu reden, als

hätte sie nichts bemerkt. Was sie sagte, klang um so gezwungener, als sie, um überhaupt Laute ausstoßen zu können, bei jedem Wort den Kopf ruckartig vorschieben mußte. Sie, die sonst immer schön und gelassen wirkte, bot nun den Anblick eines verzweifelt pickenden Huhns.

In dieser bedauernswerten Lage beobachtete sie verstohlen ihre Kollegen; ihre letzte Hoffnung war, daß sie nichts gesehen hätten. Aber wie soll man sehen, was einer gesehen hat? Und vor allem, wie soll man sehen, was ein Japaner gesehen hat? Die Gesichter der Mitarbeiter von Yumimoto zeigten dasselbe unbeirrbares Wohlwollen wie bei jeder Begegnung mit einem Angehörigen einer befreundeten Firma.

Am komischsten war, daß Piet Kramer weder etwas von dem Skandal bemerkte, den er auslöste, noch von der inneren Not, an der das nette Fräulein Mori zu ersticken drohte. Ihre Nasenflügel zuckten, und es war nicht schwer zu erraten, warum. Es ging darum zu erkennen, ob der olfaktorische Schandfleck unter den Achseln des Holländers sich den Angehörigen beider Rassen bemerkbar machte.

Dies war der Augenblick, in dem unser sympathischer Bataver nichtsahnend seine Chance, etwas zum Aufblühen der eurasischen Rasse beizutragen, verscherzte: Er bemerkte einen Zeppelin am Him-

mel und rannte zur Fensterfront. Bei dieser raschen Bewegung gab er an die Luft einen Sprühregen von Geruchspartikeln ab, den die beim Rennen entstehenden Luftwirbel im ganzen Saal verteilten. Kein Zweifel war mehr möglich: Piet Kramers Ausdünstungen stanken.

Und niemand in dem großen Bürosaal konnte es ignorieren. Auch die kindliche Begeisterung des jungen Mannes angesichts des Reklame-Zeppelins, der regelmäßig die Stadt überflog, schien niemanden milder zu stimmen.

Als der anrühige Ausländer fortging, war meine Vorgesetzte leichenblaß. Aber für sie kam es noch schlimmer. Der Abteilungsleiter, Herr Saito, warf den ersten Stein:

– Ich hätte ihn keine Minute länger ertragen! Damit erteilte er die allgemeine Erlaubnis zu böser Nachrede. Die anderen stimmten sofort mit ein:

– Ob diesen Weißen überhaupt klar ist, daß sie nach Leichen riechen?

– Wenn wir ihnen doch bloß begreiflich machen konnten, daß sie stinken, dann hätten wir im Westen einen fabelhaften Markt für wirksame Deodorants.

– Wir könnten ihnen vielleicht helfen, nicht mehr ganz so übel zu riechen, aber wir können

sie nicht am Schwitzen hindern. Das liegt in ihrer Rasse.

– Bei denen schwitzen sogar die schönsten Frauen!

Sie waren außer sich vor Freude. Auf den Gedanken, daß ihre Sprüche mich verletzen könnten, kam niemand. Zuerst fühlte ich mich dadurch geschmeichelt: Vielleicht betrachteten sie mich inzwischen nicht mehr als eine Weiße. Aber sehr schnell begriff ich: Daß sie in meinem Beisein so redeten, hieß einfach, daß ich für sie Luft war.

Niemand von ihnen ahnte, was diese Episode für meine Vorgesetzte bedeutete. Wäre der Skandal nicht ruchbar geworden, so hätte sie sich noch in Illusionen wiegen und vor diesem angeborenen Fehler des möglichen Gatten die Augen verschließen können.

Nun aber wußte sie, daß sie Piet Kramer vergessen konnte: Schon das flüchtigste Verhältnis mit ihm hätte nicht nur den Verlust des guten Rufs, sondern, schlimmer noch, den des Gesichts zur Folge gehabt. Sie konnte von Glück sagen, daß außer mir, die nicht zählte, niemand Bescheid gewußt hatte, was für Absichten sie gegen diesen Junggesellen hegte.

Mit hoherhobenem Haupt und zusammengebissenen Zähnen machte sie sich wieder an ihre Ar-

beit. An der extremen Starre ihres Gesichts konnte ich ermessen, wie viele Hoffnungen sie in diesen Mann gesetzt hatte – und ich hatte meinerseits einiges dazugesetzt: Ich hatte sie ermutigt. Hätte sie ihn ohne mein Zureden ernsthaft in Betracht gezogen? Wenn sie also nun zu leiden hatte, lag es zum großen Teil an mir. Ich sagte mir, daß ich eigentlich Grund zur Freude hätte. Aber ich spürte nichts dergleichen.

Ich hatte meine Tätigkeit als Rechnungsprüferin seit etwas über zwei Wochen aufgegeben, als der Sturm losbrach.

In der Firma Yumimoto schien man mich vergessen zu haben. Das war das Beste, was mir passieren konnte. Meine Stimmung war im Aufwind. In meinem unbegreiflichen Mangel an Ehrgeiz konnte ich mir kein glücklicheres Los denken, als an meinem Schreibtisch sitzend auf dem Gesicht meiner Vorgesetzten die Jahreszeiten verstreichen zu sehen. Den anderen Tee oder Kaffee zu bringen, mich immer von neuem aus dem Fenster zu stürzen und den Rechner nicht zu gebrauchen waren Tätigkeiten, die mein, gelinde gesagt, schwaches Bedürfnis nach einem Platz in der Gesellschaft vollaufbefriedigten.

Diese wundervolle Ruhe hätte man mir vielleicht

bis ans Ende aller Zeiten gegönnt, hätte ich nicht etwas begangen, das man wohl eine Dummheit nennen muß.

Schließlich hatte ich mir meine Position erarbeitet. Ich hatte mir Mühe gegeben, meinen Vorgesetzten zu beweisen, daß ich ungeachtet allen guten Willens doch eine Katastrophe war. Soviel hatten sie nun begriffen. Stillschweigend befolgten sie gegen mich eine Regel, die in etwa besagte: »Daß die uns bloß nichts mehr anfaßt!« Und dieser neuen Aufgabe zeigte ich mich gewachsen.

Eines Tages hörten wir fernes Donnergrollen, wie ein Gewitter in den Bergen. Es war Herr Omochi, und er brüllte. Der Donner kam näher. Schon beobachteten wir einander mit bangen Blicken.

Die Tür der Buchhaltung gab nach wie ein morscher Lattenzaun, als die Fleischmassen des Vizepräsidenten hereinwogten. In der Mitte des Saals blieb er stehen und schrie wie ein Menschenfresser, der sein Frühstück fordert:

– Fubuki-san!

Und da wußten wir, wer dem Hunger dieses karthagischen Götzen zum Opfer fallen würde. Auf die wenigen Sekunden der Erleichterung bei denen, die einstweilen verschont wurden, folgte ein kollektiver Schauer echten Mitgefühls.

Meine Vorgesetzte war sofort aufgestanden. In

starrer Haltung blickte sie geradeaus vor sich hin, also in meine Richtung, doch ohne mich zu sehen. Wunderschön in ihrem beherrschten Entsetzen, erwartete sie ihr Schicksal.

Einen Augenblick dachte ich, Herr Omochi werde einen zwischen zwei Fettwülsten verborgenen Degen ziehen und ihr den Kopf abschlagen. Wäre der mir dann vor die Füße gerollt, ich hätte ihn an mich genommen und bis ans Ende meiner Tage in Ehren aufbewahrt.

»Aber nein«, besann ich mich, »das sind die Methoden einer anderen Zeit. Er wird verfahren wie üblich: sie in sein Büro kommen lassen und ihr die Kopfwäsche des Jahrhunderts verpassen.«

Es kam schlimmer. Ob seine Laune noch sadistischer war als gewöhnlich? Oder lag es daran, daß sein Opfer eine Frau war, obendrein eine sehr schöne junge Frau? Jedenfalls geschah die Abstrafung nicht in seinem Büro, sondern an Ort und Stelle, vor den etwa vierzig Mitarbeitern der Buchhaltung.

Für keinen Menschen und schon gar nicht für einen Japaner, am wenigsten aber für das schöne und stolze Fräulein Mori könnte man sich etwas Erniedrigenderes vorstellen als eine solche öffentliche Abkanzlung. Der Unhold, soviel war klar, wollte, daß sie das Gesicht verlor.

Er trat ihr langsam näher, wie um schon im voraus die Wirkung seiner vernichtenden Macht auszukosten. Fubuki rührte keine Wimper. Sie sah prächtiger aus denn je. Dann erbeben seine gedunsenen Lippen und entließen ein nicht enden wollendes Gebrüll.

Die Tokioter neigen beim Sprechen zu halsbrecherischer Geschwindigkeit, besonders beim Schreien. Der Vizepräsident stammte nicht nur aus der Hauptstadt, er war auch noch ein dicker Choleriker, dessen Stimme nun fette Zornesschlacken mitschleppte, was alles dazu führte, daß ich von der nicht abreißenden Kette verbaler Mißhandlungen, die er meiner Vorgesetzten verabreichte, kaum ein Wort verstand.

Allerdings hätte ich, auch wenn das Japanische mir fremd gewesen wäre, in diesem Fall wohl erfaßt, was vorging: Ein Mensch wurde entwürdigt, und das drei Meter vor meinen Augen. Es war ein abscheuliches Schauspiel. Ich hätte viel dafür gegeben, daß es aufhörte, aber es nahm kein Ende. Das Brüllen, das aus dem Bauch des Peinigers aufstieg, schien aus unversiegbaren Quellen zu strömen.

Für welches Verbrechen konnte Fubuki eine solche Züchtigung verdient haben? Ich habe es nie erfahren. Aber ich kannte schließlich meine Kollegin: Ihre Tüchtigkeit, ihr Arbeitseifer und ihre

professionelle Gewissenhaftigkeit waren außergewöhnlich. Worin immer sie gefehlt haben mochte, es konnten nur läßliche Sünden sein. Und selbst wenn sie es nicht waren, hätte man doch zumindest die hervorragenden Verdienste dieser erstklassigen Mitarbeiterin in Rechnung stellen müssen.

Sicherlich war es naiv von mir, mich überhaupt zu fragen, worin ihr Fehler bestehen mochte. Höchstwahrscheinlich war es so, daß sie sich gar nichts vorzuwerfen hatte. Herr Omochi war der Chef: Es war sein gutes Recht, wenn er so wollte, einen läppischen Vorwand zu finden, um seine sadistischen Gelüste an diesem Mädchen mit dem Aussehen eines Mannequins zu befriedigen. Er brauchte sich nicht zu rechtfertigen.

Wie ein Schlag traf mich der Gedanke, daß ich eine Szene aus dem Geschlechtsleben des Vizepräsidenten mit ansah. Konnte er mit seinem Leibesumfang einer Frau überhaupt noch anders als auf perverse Art beikommen? Dafür befähigte ihn seine Physis um so mehr, die zarte Silhouette dieser Schönen unter seinem dröhnenden Gebrüll erbeben zu machen. In Wahrheit war er daran, Fräulein Mori zu vergewaltigen, und daß er seinen niedrigsten Instinkten vor vierzig Personen freien Lauf ließ, hatte den Zweck, seine Sinnesfreuden durch den Reiz der Exhibition zu bereichern.

Diese Erklärung konnte nur richtig sein, denn ich sah, wie meine Vorgesetzte körperlich wankte. Dabei war sie doch aus hartem Holz geschnitzt, ein Standbild aufrechten Stolzes. Wenn ihr Körper nachgab, so war dies der Beweis, daß sie eine sexuelle Mißhandlung erlitt. Wie einer Liebenden, der die Knie weich werden, gehorchten ihr die Beine nicht mehr, und sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen.

Hätte ich als Simultan-Dolmetscherin Herrn Omochis Rede übersetzen müssen, wäre etwa dies herausgekommen:

– Ja, ich wiege hundertfünfzig Kilo und du nur fünfzig, macht zusammen zweihundert, und das geil mich auf. Das Fett behindert meine Bewegungen, und es fiel mir schwer, es dir zu besorgen, aber mit meiner Masse kann ich dich umwerfen und dich erdrücken, und darauf steh ich, besonders wenn diese vierzig Kretins uns dabei zuschauen. Ich steh darauf, wie dein Stolz in die Knie geht, ich steh darauf, daß du kein Recht hast, dich zu wehren, ich steh auf diese Art Notzucht!

Ich muß wohl nicht die einzige gewesen sein, die begriffen hatte, was sich hier abspielte: Ringsum schienen die Kollegen von einem tiefen Unbehagen befallen zu werden. Soweit möglich, wandten sie den Blick ab oder verbargen ihre Beschämung hin-

ter Akten oder hinter den Bildschirmen ihrer Computer.

Fubuki war nun zusammengeklappt. Ihre mageren Ellbogen ruhten auf der Schreibtischplatte, die geballten Fäuste trugen die Stirn. Ihr schmaler Rücken zuckte in regelmäßigen Abständen unter dem verbalen Maschinengewehrfeuer des Vizepräsidenten.

Zum Glück war ich nicht so dumm, mich zu etwas hinreißen zu lassen, was ich unter ähnlichen Umständen sonst reflexhaft getan hätte: mich einzumischen. Ohne Zweifel hätte ich damit das Los des Opfers nur noch verschlimmert, von meinem eigenen gar nicht zu reden. Dennoch fiel es mir schwer zu behaupten, daß ich auf diese kluge Zurückhaltung stolz bin. Die Ehre erfordert meistens, die Idiotie nicht zu scheuen. Ist es nicht besser, sich wie ein Trottel aufzuführen, als seine Ehre zu verlieren? Noch heute schäme ich mich, daß ich damals lieber gewitzt als anständig sein wollte. Irgendwer hätte dazwischentreten müssen, und da es sicherlich kein anderer gewagt hätte, wäre es an mir gewesen, mich zu opfern.

Gewiß, meine Vorgesetzte hätte es mir nie verziehen, aber sie hätte unrecht gehabt: Gab es etwas Schlimmeres, als diesem unwürdigen Schauspiel beizuwohnen, ohne mit der Wimper zu zucken?

War das Schlimmste nicht unsere absolute Fügsamkeit gegen die Autorität?

Ich hätte die Dauer der Mißhandlung mit der Uhr stoppen sollen. Der Peiniger hatte einen langen Atem. Ich hatte sogar den Eindruck, daß sein Gebrüll mit der Zeit an Intensität gewann. Was bewies, wenn es eines Beweises noch bedurfte, daß die Szene hormonal gesteuert war: Wie ein Lüstling, dessen Kräfte sich beim Anblick der eigenen sexuellen Raserei entfesseln oder verzehnfachen, so wurde der Vizepräsident immer brutaler, und seine Schreie setzten mehr und mehr Energie frei, deren physische Wucht die Unglückliche mehr und mehr niederdrückte.

Gegen Ende trat ein besonders entwaffnender Moment ein. Wie wohl zu erwarten ist, wenn jemand eine Vergewaltigung erleidet, zeigte sich, daß Fubuki regredierte. Oder war ich die einzige, die eine schwache Stimme laut werden hörte, wie die Stimme eines achtjährigen Mädchens, die zweimal keuchend hervorstieß:

– Okoru na! Okoru na!

Ein Wort aus dem Register einer fehlerhaften Kindersprache, von höchster Vertraulichkeit, eines, mit dem ein kleines Mädchen seinen tobenden Vater anflehen würde, mit dem aber das stolze Fräulein Mori niemals ihren Vorgesetzten angeredet hätte:

– Nicht böse werden! Nicht böse werden!

Eine so lachhafte Bitte, wie wenn eine schon in Stücke gerissene und halbverschlungene Gazelle die große Raubkatze anflehen wollte, sie zu verschonen. Vor allem aber ein frecher Verstoß gegen das Dogma der Unterwerfung, gegen das Verbot, sich gegen das, was von oben kommt, zu verteidigen. Herr Omochi schien durch diese unbekannte Stimme für einen Augenblick aus der Fassung gebracht, was ihn aber nicht hinderte, gleich darauf um so lauter zu brüllen. Vielleicht lag in diesem kindlichen Gebaren sogar etwas, das seine Befriedigung noch vermehrte.

Eine Ewigkeit später, sei es, daß der Unhold seines Spielzeugs überdrüssig wurde, sei es, daß diese erfrischende Übung seinen Appetit auf ein dickes Mayonnaise-Sandwich geweckt hatte, ging er fort.

Totenstille herrschte in der Buchhaltungsabteilung. Niemand außer mir getraute sich, das Opfer anzusehen. Fubuki blieb einige Minuten lang in sich zusammengesunken sitzen. Als sie die Kraft hatte aufzustehen, ging sie ohne ein Wort davon.

Ich brauchte nicht erst zu überlegen, wohin sie verschwunden war. Wohin geht eine vergewaltigte Frau? Zum fließenden Wasser, dahin, wo man kotzen kann, wo man so wenige Leute trifft wie möglich. Der Ort in den Büros von Yumimoto, der die-

sen Erfordernissen am besten entsprach, war die Toilette.

Und dort war es, wo ich meine Dummheit beging.

Mein Instinkt ließ nur eines zu: Ich mußte hin und sie trösten. Vergebens versuchte ich mich mit der Erinnerung an die Demütigungen zurückzuhalten, die sie mir zugefügt, an die Beschimpfungen, die sie mir ins Gesicht geschleudert hatte; mein lächerliches Mitleid obsiegte. Ja, lächerlich war es: Wenn ich schon wider alle Vernunft etwas tun wollte, hätte ich mich gegen Omochi schützend vor meine Vorgesetzte stellen können. Wenigstens hätte ich damit Mut bewiesen. Was ich schließlich aber tat, war schlicht lieb und dumm.

Ich lief zur Toilette. Sie stand vor einem Waschbecken und weinte. Ich glaube, sie sah mich nicht hereinkommen. Leider hörte sie mich aber, als ich zu ihr sagte:

– Fubuki, es tut mir furchtbar leid! Ich stehe zu Ihnen, von ganzem Herzen.

Schon trat ich an sie heran, streckte meinen vor Trostbereitschaft bebenden Arm nach ihr aus, als mich ihr wutschäumender Blick traf. Mit vor Ingrimmiß verzerrter Stimme krächzte sie mich an:

– Wie können Sie es wagen? Wie können Sie es wagen?

Mit meiner Intelligenz stand es an diesem Tag nicht zum besten, denn ich versuchte es ihr zu erklären:

– Ich wollte Sie nicht belästigen. Ich wollte Ihnen nur aus Freundschaft...

Voller Haß stieß sie meinen Arm weg wie eine Sperrschranke und schrie:

– Wollen Sie wohl still sein! Wollen Sie wohl gehn!

Offenbar wollte ich nicht, denn ich blieb wie angewurzelt stehen, sprachlos.

Sie kam auf mich zu, Hiroshima im rechten Auge, Nagasaki im linken. Eines stand für mich fest: Wenn sie das Recht gehabt hätte, mich zu töten, sie hätte nicht gezögert.

Ich begriff endlich, was ich zu tun hatte: Ich machte, daß ich fortkam.

An meinen Schreibtisch zurückgekehrt, verbrachte ich den Rest des Tages damit, ein Minimum an Beschäftigung zu simulieren, während ich zugleich der Analyse der eigenen Dummheit nachhing – ein ungemein weites Meditationsthema.

Fubuki war vor den Augen ihrer Kollegen dem Erdboden gleichgemacht worden. Die letzte ehrenrettende Bastion war, daß sie vor uns die Tränen hatte verbergen können.

Und ich, gewitzt, wie ich war, mußte hinrennen, um sie in ihrem Versteck heulen zu sehn! Ganz so, als hätte ich ihre Demütigung bis zur Neige auskosten wollen. Niemals würde sie begreifen, glauben, zugestehen können, daß mein Verhalten, wenn auch stohdumm, doch gutgemeint gewesen war.

Nach einer Stunde kam die Mißhandelte wieder und setzte sich an ihren Schreibtisch. Niemand würdigte sie eines Blicks. Sie aber würdigte mich eines Blicks: Ihre nun trockenen Augen bestrahlten mich mit bohrendem Haß. Darm stand geschrieben: »Du, warte nur, dir bleibt nichts erspart!«

Dann nahm sie ihre Arbeit wieder auf, wie wenn nichts gewesen wäre, und ließ mich in Ruhe über meine Verurteilung nachdenken.

Es war klar, daß sie mein Verhalten als reine Vergeltung auffaßte. Sie wußte, daß sie mich gequält hatte. Für sie bestand kein Zweifel, daß ich einzig und allein Rache im Sinne hatte. Um es ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen, war ich in die Toilette gekommen und hatte mich an ihren Tränen geweidet.

Wie gern hätte ich sie eines Besseren belehrt und ihr gesagt: »Gut, es war dumm und täppisch von mir, aber ich beschwöre Sie, mir zu glauben, daß ich durch nichts anderes geleetet wurde als die liebe gute und stupide Menschlichkeit. Es stimmt, daß

ich vor einiger Zeit böse auf Sie war; und dennoch, als ich sah, wie gemein Sie erniedrigt wurden, da war in mir für nichts anderes mehr Platz als für das schlichteste Mitleid. Und können Sie bei Ihrem Feingefühl denn daran zweifeln, daß es in diesem Unternehmen, oder nein, auf diesem Planeten wenigstens einen Menschen gibt, der Sie achtet und bewundert und unter Ihrer Lage ähnlich leidet wie unter der eigenen?»

Ich werde nie erfahren, wie sie auf diese Erklärung reagiert hätte.

Am nächsten Morgen empfing mich Fubuki mit einer Miene von olympischer Gelassenheit. »Sie hat sich erholt, es geht ihr besser«, dachte ich.

Mit fester Stimme erklärte sie mir:

– Ich habe eine neue Aufgabe für Sie. Folgen Sie mir!

Sie führte mich aus dem Saal. Das beunruhigte mich. Meine neue Aufgabe wäre also nicht innerhalb der Buchhaltung zu erfüllen? Was konnte es nur sein? Und wohin brachte sie mich?

Meine Befürchtungen verschärften sich, als ich merkte, daß wir in Richtung Toiletten gingen. Aber nein, dachte ich, sicherlich werden wir in letzter Sekunde rechts oder links abbiegen, um zu einem anderen Büroraum zu gelangen.

Aber wir bogen nicht ab, weder nach Backbord noch Steuerbord, sondern es ging geradewegs zu den Toiletten.

»Gewiß bringt sie mich an diesen abgelegenen Ort, damit wir uns über die Sache von gestern aussprechen können«, sagte ich mir.

Nichts dergleichen. Gelassen sagte sie:

– So, dies ist Ihr neuer Arbeitsplatz.

Mit unbewegter Miene zeigte sie mir die Verrichtungen, die von nun an meine Sache wären. Es handelte sich darum, die Handtuchrollen auszuwechseln, wenn sie nicht mehr sauber und trocken waren, und in den einzelnen Kabinen für den Nachschub an Toilettenpapier zu sorgen. Zu diesem Zweck vertraute sie mir den Schlüssel zu einer Besenkammer an, wo diese Schätze vor der Habgier der Angestellten verwahrt wurden, der sie sonst zweifellos anheimgefallen wären.

Der Höhepunkt war, daß die Schöne behutsam, doch entschlossen die Klosettbürste zur Hand nahm und mir mit ernster Miene deren Gebrauch erklärte – dachte sie wohl, daß er mir unbekannt war? Schon daß es mir je vergönnt sein sollte, diese Göttin mit einem solchen Werkzeug hantieren zu sehen, hätte ich mir nie vorstellen können, geschweige denn, daß sie es zu einem neuen Szepter für mich ausersehen würde.

In höchstem Grad erstaunt stellte ich eine Frage:

– Wen löse ich ab?

– Niemanden. Die Putzfrauen erledigen diese Arbeiten sonst abends.

– Und die haben gekündigt?

– Nein. Sie werden jedoch bemerkt haben, daß der abendliche Dienst nicht ausreicht. Nicht selten kommt es im Lauf des Tages vor, daß die Handtuchrollen nicht mehr trocken sind oder daß in einer Kabine das Toilettenpapier fehlt, oder es bleibt sogar ein Klosettbecken bis zum Abend verschmutzt. Das ist peinlich, besonders wenn Angestellte aus anderen Firmen zu Besuch kommen.

Eine Sekunde lang fragte ich mich, inwiefern es peinlicher wäre, ein vom Angestellten einer fremden Firma als ein von einem Kollegen verschmutztes Toilettenbecken zu sehen. Ich hatte keine Zeit, auf diese Frage der Etikette eine Antwort zu finden, denn Fubuki kam nun mit einem milden Lächeln zum Schluß des Vertrags:

– Dank Ihnen werden wir von nun an unter diesen Unannehmlichkeiten nicht mehr zu leiden haben.

Und sie ging. Ich befand mich allein an meiner neuen Wirkungsstätte. Benommen stand ich da, regungslos und mit hängenden Armen. Aber da ging die Tür wieder auf. Wie im Theater war Fubuki

noch einmal zurückgekommen, um mir das Beste zuletzt zu sagen:

– Das hatte ich vergessen: Wie sich von selbst versteht, erstreckt sich Ihr Arbeitsbereich auch auf die Herrentoiletten.

Rekapitulieren wir. Als kleines Mädchen wollte ich Gott werden. Sehr bald begriff ich, daß dies zuviel verlangt war, und goß ein wenig Weihwasser in meinen Meßwein: Ich würde Jesus werden. Als ich einsah, daß auch dieser Ehrgeiz zu weit ging, fand ich mich damit ab, wenn ich mal groß wäre, Märtyrerin zu werden.

Als Erwachsene schwor ich dem Größenwahn ab und beschloß, als Dolmetscherin in einer japanischen Firma zu arbeiten. Leider war das zu hoch für mich; ich mußte eine Stufe herabsteigen und Buchhalterin werden. Aber in meinem sozialen Absturz gab es kein Halten, und so wurde ich zur Null herabbefördert. Unglücklicherweise – ich hätte es ahnen können – war die Null immer noch zuviel für mich. Und nun endlich fand ich meine letzte Bestimmung: als Klofrau.

Es muß erlaubt sein, eine solche Karriere, die unbittlich von Gott bis zu den Aborten führte, auch einmal zu bestaunen. Von einer Sängerin, die vom Sopran in den Alt wechseln kann, sagt man,

daß sie einen großen Stimmumfang hat; und ich darf wohl auf den außergewöhnlichen Umfang meines Talents hinweisen, mit dem ich alle Rollenfächer beherrschte, von Gott bis zur Hüterin der Aborte.

Als meine Verblüffung schwand, spürte ich als erstes eine merkwürdige Erleichterung. Verschmutzte Klosettschüsseln zu putzen hat den Vorteil, daß man nicht mehr befürchten muß, noch tiefer zu fallen.

Was sich in Fubukis Kopf abgespielt hatte, konnte man sicherlich so zusammenfassen: »Du verfolgst mich auf die Toilette? Na schön! Da wirst du bleiben.«

Und da blieb ich.

Ich denke mir, jede andere hätte an meiner Stelle gekündigt. Jede, nur keine Japanerin. Daß meine Vorgesetzte mir diese Stelle zuwies, geschah in der Absicht, mich zum Aufgeben zu zwingen. Zu kündigen hieße aber, das Gesicht zu verlieren. Klo-schüsseln zu säubern ist für einen Japaner nicht gerade eine Ehre, aber er verliert dabei nicht sein Gesicht.

Zwischen zwei Übeln wählt man das kleinere. Ich hatte einen Vertrag für ein Jahr unterschrieben. Er würde am 7. Januar 1991 auslaufen. Jetzt war

Juni. Ich würde ausharren. Ich würde mich verhalten wie eine Japanerin.

In dieser Hinsicht war ich keine Ausnahme: Für jeden Ausländer, der sich in Japan integrieren will, ist es Ehrensache, die Gebräuche des Kaiserreichs zu befolgen. Das Umgekehrte trifft auffälligerweise überhaupt nicht zu: Die Japaner, die sich über die Regelverstöße von Fremden in ihrem Land entrüsten, finden nichts dabei, wenn sie ihrerseits von dem, was anderswo als schicklich gilt, abweichen.

Ich war mir dieser Ungerechtigkeit bewußt und unterwarf mich ihr dennoch von Grund auf. Die unverständlichsten Haltungen eines Menschen sind oftmals durch die Nachwirkung eines starken Sineseeindrucks aus seiner Jugend bedingt. Als Kind war ich von der Schönheit meiner japanischen Umgebung so überwältigt gewesen, daß ich aus dieser Erinnerung noch immer schöpfte. Nun hatte ich die verächtliche Abscheulichkeit eines Systems vor Augen, das von allem, was ich geliebt hatte, nichts wissen wollte, und dennoch hielt ich den Werten, an die ich nicht mehr glaubte, die Treue.

Ich verlor nicht das Gesicht. Sieben Monate lang hielt ich meine Stellung als Klosettputzerin in den Toiletten der Firma Yumimoto.

Damit begann für mich ein neues Leben. So

bizar es auch scheinen mag, ich hatte nicht den Eindruck, auf dem Tiefpunkt angelangt zu sein. Diese Arbeit war alles in allem nicht so widerwärtig wie die in der Buchhaltung – ich meine das Prüfen von Spesenabrechnungen. Hätte ich die Wahl zwischen schizophrenen Zahlen aus dem Taschenrechner und Klopapierrollen aus der Besenkammer, ich würde nicht zögern.

In der Stellung, die ich nun einnahm, fühlte ich mich von den Ereignissen nicht überfordert. Mein behindertes Gehirn verstand das Wesen der Probleme, die sich ihm stellten. Es ging nicht mehr darum, den Kurs der Mark vom 19. März zu ermitteln, um eine Hotelquittung in Yen umzurechnen, dann mein Resultat mit dem des Kollegen zu vergleichen und mich zu wundern, warum er 23 254 herausbekam und ich 499212. Es ging darum, Verschmutzung in Sauberkeit zu verwandeln und Fehlen von Papier in sein Vorhandensein.

Sanitäre Hygiene funktioniert nicht ohne geistige Hygiene. Denjenigen, die nicht versäumen werden, meine Gefügigkeit gegen eine solch niederträchtige Entscheidung würdelos zu finden, muß ich dies sagen: Niemals und in keinem Augenblick dieser sieben Monate hatte ich das Gefühl, erniedrigt zu werden.

Von dem Moment an, als man mir den unglaublichen Posten zuwies, trat ich in eine andere Dimension der Existenz ein: in die Welt der reinen, schlichten Lächerlichkeit. Ich glaube, ich war reflexhaft in sie übergesprungen. Um die sieben Monate, die ich dort verbringen sollte, zu ertragen, mußte ich einen anderen Bezugsrahmen finden; ich mußte umstülpen, was mir bisher Halt geboten hatte. Und dank einem gesunden Mechanismus in meinem Immunsystem gelang diese innere Umkehrung augenblicklich. Sofort wurde in meinem Sinn das Schmutzige sauber, die Schande zum Ruhm, die Peinigerin zum Opfer und das Abscheuliche zum Komischen.

Jawohl, zum Komischen: Ich verbrachte an diesem »Örtchen« (wie man es wohl nennen darf) die lustigste Zeit meines Lebens, und dabei hatte ich doch schon öfter Grund zu lachen gehabt. Wenn ich morgens mit der U-Bahn zum Yumimoto-Gebäude fuhr, lachte ich schon innerlich beim Gedanken an das, was mich erwartete. Und wenn ich dann auf meinem Posten saß und meines Amtes waltete, mußte ich gegen stürmische Wogen unbändiger Heiterkeit ankämpfen.

In der Firma kamen auf etwa hundert Männer fünf Frauen, von denen Fubuki als einzige den Status einer leitenden Angestellten erreicht hatte. Die

drei anderen arbeiteten in anderen Etagen des Hauses; und ich war nur für die Toiletten im vierundvierzigsten Stockwerk zuständig. Also war die Damentoilette in der vierundvierzigsten Etage sozusagen das alleinige Hoheitsgebiet meiner Vorgesetzten und meiner selbst.

Diese geographische Einschränkung meines Wirkens bewies übrigens, sofern dies eines Beweises bedurfte, dessen schlichte Unnötigkeit. Wenn das, was sich elegant mit »Bremsspuren« umschreiben ließe, für die Besucher im vierundvierzigsten Stock so peinlich war, dann weiß ich nicht, warum es die im dreiundvierzigsten oder fünfundvierzigsten gelassener hinnehmen sollten.

Aber ich hütete mich, diesen Einwand vorzubringen. Hätte ich mich dazu hinreißen lassen, wäre die Antwort sicherlich gewesen: »Sehr richtig! Von nun an gehören auch die Örtchen in den anderen Etagen zu Ihrem Arbeitsbereich.« Die vierundvierzigste genügte meinem Ehrgeiz vollauf.

Meine Umkehrung der Werte war keine reine Phantasmagorie. Fubuki, die mein Verhalten zweifellos als passiven Widerstand auffaßte, wurde dadurch rundum gedemütigt. Sie hatte offensichtlich auf meine Kündigung gezählt. Indem ich blieb, spielte ich ihr einen üblen Streich. Meine Schande fiel in vollem Maße auf sie zurück. Sie gestand zwar

diese Niederlage niemals ausdrücklich ein, aber ich hatte meine Beweise.

So war es mir vergönnt, auf der Herrentoilette Herrn Haneda persönlich über den Weg zu laufen. Diese Begegnung machte uns beiden großen Eindruck: mir, weil es so schwierig ist, sich Gott auf dem Abort vorzustellen; ihm wohl deshalb, weil er über den Fortgang meiner Karriere nicht auf dem laufenden war.

Für einen Moment lächelte er, vermutlich in der Annahme, daß ich in meiner sagenhaften Tolpatzigkeit mich in der Tür geirrt habe. Als er mich die Handtuchrolle, die nicht mehr sauber und trocken war, herausnehmen und durch eine neue ersetzen sah, verging ihm das Lächeln. Er hatte nun begriffen und wagte nicht mehr, mich anzusehen. Er wirkte sehr peinlich berührt.

Ich erwartete nicht, daß diese Episode an meinem Los etwas änderte. Herr Haneda war ein zu guter Präsident, um die Anordnungen eines Untergebenen in Frage zu stellen, schon gar nicht, wenn sie von der einzigen Frau unter den Führungskräften seiner Firma ausgingen. Ich konnte jedoch damit rechnen, daß sich Fubuki vor ihm in bezug auf die Art meiner Beschäftigung erklären mußte.

Tatsächlich sagte sie zu mir am nächsten Morgen auf der Damentoilette mit ruhiger Stimme:

– Wenn Sie Gründe haben, sich zu beschweren, müssen Sie sich an mich wenden.

– Ich habe mich bei niemandem beschwert.

– Sie verstehen schon, was ich sagen will.

Ich verstand es nicht so gut, wie sie glaubte. Was hätte ich tun sollen, um nicht so auszusehen, als ob ich mich beschwerte? Hätte ich die Herrentoilette fluchtartig verlassen sollen, damit Herr Haneda glaubte, ich habe mich in der Tür geirrt?

Die Hierarchie gab noch zwei Personen die Befugnis, mich aus meinem Amt zu entfernen: Herrn Omochi und Herrn Saito.

Daß dem Vizepräsidenten mein Schicksal gleichgültig war, verstand sich von selbst. Er hatte im Gegenteil meine Ernennung zur Toilettenfrau mit größter Begeisterung aufgenommen. Als er mir auf dem Klo begegnete, warf er mir eine aufmunternde Bemerkung hin:

– Ist doch schön, nicht, einen Posten zu haben?

Das sagte er ohne jede Ironie. Sicher dachte er, daß ich in dieser Aufgabe die Erfüllung fände, die allein die Arbeit zu geben vermag. Daß ein so untaugliches Geschöpf wie ich endlich doch noch einen Platz in der Gesellschaft fand, war in seinen Augen etwas Positives. Außerdem war er wohl erleichtert, mich nun nicht mehr fürs Nichtstun zu bezahlen.

Hätte ihm jemand gesagt, daß diese Beschäftigung für mich entwürdigend sei, so hätte er getobt:

– Was denn nun noch? Das ist unter ihrer Würde? Die kann froh sein, daß sie überhaupt bei uns arbeiten darf!

Ganz anders verhielt es sich mit Herrn Saito. Ihn schien diese Geschichte zutiefst zu verstimmen. Ich hatte Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß er vor Fubuki eine Höllenangst hatte; sie strahlte viel mehr Energie und Autorität aus als er. Um keinen Preis hätte er es gewagt, sich einzumischen.

Wenn er mir auf der Toilette begegnete, verkrampfte sich sein kränkliches Gesicht zu einem nervösen Lächeln. Mit Recht hatte meine Vorgesetzte Herrn Saitos Menschlichkeit gerühmt. Er war ein lieber Mensch, aber ein Feigling.

Meine peinlichste Begegnung an diesem Ort war die mit dem guten Herrn Tenshi. Er trat ein, sah mich, und sein Gesicht wurde blaß. Als die erste Überraschung vorüber war, lief es orangerot an. Er murmelte:

– Amélie-san...

Er verstummte, begriff, daß es nichts zu sagen gab. Dann tat er etwas Überraschendes: Er ging gleich wieder hinaus, ohne eines der Geschäfte, denen dieser Ort gewidmet ist, verrichtet zu haben.

Ich wußte nicht: War sein Bedürfnis plötzlich

verschwunden, oder hatte er die Toilette einer anderen Etage aufgesucht? Wieder einmal fand ich, daß Herr Tenshi die anständigste Lösung gefunden hatte: Auf seine Weise bekundete er, daß er das mir zgedachte Schicksal mißbilligte, indem er die Toilette der vierundvierzigsten Etage boykottierte. Denn ich sah ihn dort nie wieder – und wenn er auch ein Engel war, konnte er doch kein reines Geistwesen sein.

Ich merkte sehr bald, daß er für die gute Sache Flüsterpropaganda gemacht haben mußte; kein Mitarbeiter der Abteilung Milchprodukte betrat mehr mein Reich. Und mit der Zeit konnte ich eine wachsende Abneigung gegen den Besuch der Herrentoilette auch von selten der anderen Abteilungen erkennen.

Ich segnete Herrn Tenshi. Im übrigen war dieser Boykott ein echter kleiner Racheakt gegen Yumimoto: Die Angestellten, die es vorzogen, in die dreiundvierzigste Etage zu gehen, verloren beim Warten auf den Fahrstuhl kostbare Minuten für den Dienst an der Firma. In Japan nennt man so etwas Sabotage, eines der ärgsten japanischen Verbrechen, so verhaßt, daß man es mit dem französischen Wort bezeichnet, denn man muß schon Ausländer sein, um sich eine solche Gemeinheit auch nur vorstellen zu können.

So viel Solidarität ging mir zu Herzen und beflügelte meine philologische Leidenschaft: Wenn auch das Wort »Boykott« vom Namen eines verrufenen Gutsverwalters in Irland herrührt, kann man doch wohl annehmen, daß dieser Nachname das Element »Junge« enthält. Und in der Tat betraf die Blockade meiner Wirkungsstätte ausschließlich deren männlichen Teil.

Denn einen »Girlkott« gab es nicht. Im Gegenteil, Fubuki schien nun mit mehr Begeisterung denn je die Toilette zu benutzen. Sie kam sogar zweimal täglich, um sich die Zähne zu putzen; welch segensreiche Folgen ihr Haß für ihre dentale Hygiene hatte, kann man nur ahnen. So sehr nahm sie es mir übel, daß ich nicht gekündigt hatte, daß ihr jeder Vorwand recht war, mich zu schikanieren.

Ihr Verhalten amüsierte mich. Sie glaubte mich damit zu ärgern, während ich im Gegenteil erfreut war, bei so vielen Gelegenheiten ihre zornige Schönheit in diesem Gynaecium bewundern zu dürfen, das wir ganz für uns allein hatten. Kein Schlafzimmer konnte intimer sein als die Damentoilette im vierundvierzigsten Stock. Wenn die Tür aufging, hatte ich die Gewißheit, daß es meine Vorgesetzte war, denn die drei anderen Frauen arbeiteten im dreiundvierzigsten. Wir waren an einem abgeschlossenen Ort, wie auf der Bühne einer klas-

sischen Tragödie, wo zwei Heldinnen einander mehrmals täglich entgegentreten, um eine neue Szene in einem leidenschaftlichen Wortgefecht auszutragen.

Nach und nach wurde die Unbeliebtheit der Herrentoilette in der vierundvierzigsten Etage ein bißchen zu augenfällig. Nur noch zwei oder drei Gedankenlose oder aber der Vizepräsident verirrt sich zu mir. Ich vermute, der letztere war es, der Anstoß nahm und die höheren Gewalten aufmerksam machte.

Für die Firmenleitung muß es ein echtes taktisches Problem gewesen sein. Bei allem Dirigismus konnten sie ihren Mitarbeitern doch nicht gut vorschreiben, wo sie ihre Bedürfnisse zu verrichten hätten. Ebensowenig konnten sie aber einen solchen Sabotageakt dulden. Man mußte also reagieren. Aber wie?

Wohlgemerkt, die Verantwortung für diese Niedertracht fiel auf mich zurück. Fubuki trat in unser Frauengemach und sagte mit unheilverheißender Miene:

– So geht das nicht weiter! Wieder einmal fallen Sie Ihrer Umgebung zur Last.

– Was habe ich denn nun getan?

– Das wissen Sie genau.

– Ich schwöre Ihnen, nein!

– Sie haben nicht bemerkt, daß die Herren sich nicht mehr getrauen, die Toilette in der vierundvierzigsten Etage zu benutzen? Sie verlieren Zeit damit, in die anderen Etagen zu gehen. Ihre Anwesenheit stört sie.

– Ich verstehe. Aber ich habe mich nicht darum gerissen, dort anwesend zu sein. Das wissen Sie wohl.

– Sie unverschämte Person! Wenn Sie imstande wären, sich anständig zu betragen, kämen solche Dinge nicht vor.

Ich runzelte die Stirn.

– Ich sehe nicht, was mein Betragen damit zu tun hat.

– Wenn Sie die Männer, die auf die Toilette gehen, ebenso frech ansehen, wie Sie mich ansehen, dann ist deren Reaktion leicht zu erklären.

Ich lachte schallend:

– Seien Sie beruhigt, ich sehe sie überhaupt nicht an.

– Warum fühlen sie sich dann gestört?

– Das ist normal. Schon die bloße Anwesenheit eines Menschen vom anderen Geschlecht bereitet ihnen eine gewisse Verlegenheit.

– Und warum ziehen Sie daraus nicht die Lehren, die sich aufdrängen?

– Welche Lehren sollte ich Ihrer Meinung nach daraus ziehen?

– Dort nicht mehr anwesend zu sein.
Ich strahlte.

– Ich bin also von meinen Pflichten in der Herrentoilette entbunden? O danke!

– Das habe ich nicht gesagt.

– Dann verstehe ich Sie nicht.

– Nun, sobald ein Mann eintritt, gehen Sie hinaus. Und Sie kommen erst wieder zurück, wenn er fort ist.

– Einverstanden. Aber wenn ich auf der Damentoilette bin, kann ich nicht wissen, ob jemand bei den Herren ist. Es sei denn...

– Was?

Ich setzte die Miene der frommen Einfalt auf.

– Ich habe eine Idee! Man müßte bei den Herren eine Kamera aufstellen und bei den Damen einen Monitor. Dann wüßte ich immer, wann ich dort hineingehen kann.

Fubuki sah mich fassungslos an.

– Eine Kamera in der Herrentoilette? Denken Sie manchmal nach, ehe Sie den Mund aufmachen?

– Man könnte sie ja so installieren, daß die Herren sie nicht bemerken, ergänzte ich treuherzig.

– Halten Sie den Mund! Sie sind ja schwach-sinnig!

– Das kann man nur hoffen. Stellen Sie sich vor, Sie hätten diesen Posten jemand Gescheitem anvertraut!

– Mit welchem Recht reden Sie, wenn Sie nicht gefragt sind?

– Was riskiere ich? Sie können mir unmöglich eine noch niedrigere Beschäftigung zuweisen.

Jetzt war ich zu weit gegangen. Meine Vorgesetzte schien einem Infarkt nahe zu sein. Ihr Blick stach zu wie ein Dolch.

– Nehmen Sie sich in acht! Sie wissen nicht, was Ihnen passieren könnte.

– Sagen Sie es mir!

– Vorsicht! Und achten Sie darauf, daß Sie die Herrentoilette verlassen, wenn jemand kommt!

Sie ging hinaus. Ich überlegte, ob ihre Drohung echt oder ein Bluff war.

Ich befolgte also die neue Anweisung und war nur erleichtert, seltener einen Raum betreten zu müssen, wo ich zwei Monate lang das unangenehme Privileg genossen hatte, zu erfahren, daß der männliche Japaner alles andere als fein war. Sosehr die Japanerin in der Angst lebte, ihr Ansehen durch das leiseste Körpergeräusch zu beflecken, so wenig kümmerte dies den Japaner.

Obwohl ich nun nicht mehr so oft dorthin kam,

bemerkte ich doch, daß die Angestellten der Abteilung Milchprodukte ihre alten Gewohnheiten nicht wiederaufnahmen. Auf Betreiben ihres Chefs setzten sie den Boykott fort. Ewiger Dank sei Herrn Tenshi!

In Wahrheit war seit meiner Amtseinssetzung der Besuch der Toilette zu einem politischen Akt geworden.

Der Mann, der immer noch auf die Toilette in der vierundvierzigsten Etage ging, sagte damit: »Ich gehorche bedingungslos, und daß man die Ausländer demütigt, ist mir egal. Außerdem haben die bei Yumimoto auch nichts zu suchen.«

Wer dort nicht hinging, brachte damit etwa diese Meinung zum Ausdruck: »Der Respekt vor meinen Vorgesetzten hindert mich nicht, manchen ihrer Entscheidungen mit kritischem Sinn zu begegnen. Im übrigen finde ich, daß es für Yumimoto von Vorteil wäre, in manchen Kaderpositionen Ausländer zu beschäftigen, wo sie uns nützen könnten.«

Noch nie war ein Abort Schauplatz einer ideologischen Auseinandersetzung von so grundsätzlicher Bedeutung.

Es gibt wohl im Leben jedes Menschen ein Trauma, von dem aus sich alles in ein Davor und ein Danach scheidet. Schon die flüchtige Erinnerung

daran läßt uns in irrationalem, animalischem, heillosem Schrecken erstarren.

Das Schöne an der Damentoilette war das breite Fenster, das sie erhellte. Es nahm in meinem Leben einen großen Platz ein: Stundenlang stand ich davor, die Stirn an die Scheibe gedrückt, und spielte den Sturz in die Tiefe. Ich sah meinen Körper fallen, ich sog diesen Fall in mich hinein, bis mir schwindelte. Ich kann daher versichern, daß ich mich auf meinem Posten keine Minute gelangweilt habe.

In eine solche Übung war ich ganz versunken, als eine neue Schreckensszene losbrach. Ich hörte, wie hinter mir die Tür aufging. Es konnte nur Fubuki sein; aber es war nicht das kurze, trockene Klappen, mit dem meine Peinigerin hereinkam. Es hörte sich an, als wäre die Tür eingetreten worden. Und die Schritte, die folgten, kamen nicht von leichten Damenschuhen, sondern waren schwer und stampfend wie die eines brünstigen Yeti.

Alles ging so schnell, daß ich kaum Zeit hatte, mich umzudrehen und den Fleischberg des Vizepräsidenten auf mich losstürmen zu sehen.

Eine Mikroschrecksekunde (»Herrgott, ein Mann – soweit man diesen Fettwanst einen Mann nennen konnte – in der Damentoilette!«); dann eine Ewigkeit panischer Angst.

Er packte mich wie King Kong sein Blondinchen

und zerrte mich nach draußen. Ich war ein Spielball in seinen Armen. Meine Angst erreichte den Gipfel, als ich sah, daß er mich zur Herrentoilette schleppte.

Fubukis Drohungen kamen mir in den Sinn: »Sie wissen nicht, was Ihnen passieren könnte.« Also war es kein Bluff gewesen. Ich würde für meine Sünden büßen. Das Herz schien mir stehenbleiben zu wollen. Mein Gehirn schrieb sein Testament.

Ich weiß noch, daß ich dachte: »Er wird dich vergewaltigen und ermorden. Ja, aber in welcher Reihenfolge? Wenn er dich nun zuerst umbringt?«

Vor den Waschbecken stand ein Mann und wusch sich die Hände. Leider schien die Anwesenheit eines Dritten an Herrn Omochis Absichten nichts zu ändern. Er riß die Tür einer Kabine auf und schob mich auf die Kloschüssel.

»Dein letztes Stündlein hat geschlagen«, sagte ich mir.

Krampfhaft brüllend stieß er drei Silben hervor. Ich war vor Angst so von Sinnen, daß ich nicht verstand; ich dachte, es müßte etwas Ähnliches sein wie das *banzai!* der Kamikaze-Piloten, für den Spezialfall der Vergewaltigung.

In höchster Wut fuhr er fort, diese drei Silben zu brüllen. Plötzlich kam mir die Erleuchtung, und ich konnte die Urlaute identifizieren:

– *No pêpâ! No pêpâ!*

Es war Nippo-Amerikanisch und hieß:

– *No paper! No paper!*

Der Vizepräsident wies mich also auf diese gewählte Art darauf hin, daß an diesem Ort das Papier fehlte.

Ich lief ohne ein Wort zu der Besenkammer, zu der ich den Schlüssel hatte, und kam gleich darauf zurückgerannt, mit zitternden Beinen und die Arme voller Papierrollen. Herr Omochi sah zu, wie ich sie zurechtlegte, schrie mir etwas ins Gesicht, das sicher kein Kompliment war, schob mich hinaus und schloß sich in der nun wohlversehenen Kabine ein.

Am Boden zerstört flüchtete ich mich auf die Damentoilette. Ich hockte mich in eine Ecke und begann analphabetische Tränen zu vergießen.

Wie zufällig kam Fubuki gerade in diesem Moment herein, um sich die Zähne zu putzen. Aus dem Spiegel, mit Zahnpastaschaum vor dem Mund, sah sie mir zu, wie ich heulte. Ihre Augen jubelten.

Für einen Moment haßte ich sie und wünschte ihr den Tod. Plötzlich dachte ich an die Übereinstimmung ihres Nachnamens mit einem lateinischen Wort, das zu dieser Situation paßte, und fast hätte ich es ihr zugerufen: »Memento mori!«

Sechs Jahre zuvor hatte mir ein japanischer Film namens *Furyo* großen Eindruck gemacht; der englische Titel lautete *Merry Christmas, Mister Lawrence*. Er spielte während des Kriegs im Pazifik, um 1944. Eine Gruppe britischer Soldaten waren als Gefangene in einem japanischen Militärlager. Zwischen einem der Engländer (David Bowie) und einem japanischen Offizier (Ryuichi Sakamoto) knüpften sich Bande, die in manchen Lehrbüchern »zwiespältige Beziehungen« genannt werden.

Vielleicht weil ich damals noch sehr jung war, hatte mich der Film von Oshima sehr aufgewühlt, besonders die Szenen der Konfrontation zwischen den beiden Helden. Die Geschichte endete mit einem vom Japaner über den Engländer verhängten Todesurteil.

In einer der prächtigsten Szenen, gegen Ende des langen Films, betrachtete der Japaner sein schon halbtotes Opfer. Als Hinrichtungsart hatte er das Eingraben des Körpers gewählt, so daß nur der Kopf aus dem Boden ragte und der Sonne ausgesetzt war. Bei diesem sinnreichen Verfahren wurde der Gefangene auf drei Arten zugleich getötet – durch Hunger, Durst und Sonneneinstrahlung. Dies war um so angebrachter, als der blonde Brite einen zum Rösten besonders geeigneten hellen Teint hatte. Und als der Kommandant, straff und

würdevoll, das Objekt seiner »zwiespältigen Beziehung« inspizieren kam, hatte das Gesicht des Sterbenden die schwärzliche Farbe eines zu stark durchgebratenen Roastbeefs angenommen. Ich war damals sechzehn und empfand diese Art zu sterben als einen schönen Liebesbeweis.

Ich konnte nicht umhin, eine Parallele zwischen dieser Geschichte und meinem Leiden in der Firma Yumimoto zu sehen. Gewiß, die Strafe, die ich erlitt, war eine andere. Aber immerhin war auch ich eine Kriegsgefangene in einem japanischen Lager, und meine Peinigerin war mindestens ebenso schön wie Ryuichi Sakamoto.

Eines Tages, als sie sich die Hände wusch, fragte ich sie, ob sie den Film gesehen habe. Sie bejahte. Ich muß meinen verwegenen Tag gehabt haben, denn ich fragte weiter:

– Hat er Ihnen gefallen?

– Die Musik war gut. Nur schade, daß er die Geschichte falsch erzählt.

(Ohne es zu wissen, huldigte Fubuki, wie noch heute viele jüngere Menschen im Reich der aufgehenden Sonne, dem verschämten Revisionismus: Ihre Landsleute hatten sich wegen des letzten Krieges nichts vorzuwerfen, und ihre Einmärsche in andere asiatische Länder hatten das Ziel verfolgt, die Eingeborenen vor den Nazis zu schützen. Wer

war ich, daß ich mit ihr darüber hätte streiten können?)

– Ich glaube, man muß eine Metapher darin sehen, begnügte ich mich zu sagen.

– Eine Metapher für was?

– Für die Beziehung zum anderen. Zum Beispiel die Beziehung zwischen Ihnen und mir.

Sie sah mich verdutzt an, als fragte sie sich, was dieser Geisteskranken nun wieder eingefallen sei.

– Ja, fuhr ich fort, zwischen Ihnen und mir besteht der gleiche Unterschied wie zwischen Ryuichi Sakamoto und David Bowie. Orient und Okzident. Hinter dem vordergründigen Konflikt dieselbe wechselseitige Neugier, dieselben Mißverständnisse und dahinter ein echtes Bedürfnis, sich zu verstehen.

Ich konnte noch so behutsame Umschreibungen wählen, mir wurde klar, daß ich schon zu weit ging.

– Nein, sagte meine Vorgesetzte trocken.

– Warum nicht?

Was würde sie erwidern? Sie hatte die Qual der Wahl: »Ich bin auf Sie überhaupt nicht neugierig«; »ich habe kein Bedürfnis, mich mit Ihnen zu verstehen«; »woher nehmen Sie die Unverfrorenheit, Ihr Los mit dem eines Kriegsgefangenen zu vergleichen?«; oder »zwischen diesen beiden Figuren

war etwas Unsauberes, was ich keinesfalls auf mich beziehen kann.«

Aber nein, Fubuki parierte geschickter. Sie begnügte sich mit einer Antwort in neutralem, höflichem Ton, die mich durch ihre Glätte viel härter traf.

– Ich finde, Sie haben keine Ähnlichkeit mit David Bowie.

Man mußte zugeben, daß sie recht hatte.

Auf dem Posten, auf den ich mich nun gestellt sah, redete ich sehr wenig. Es war mir nicht verboten, doch eine ungeschriebene Regel hielt mich davon ab. In Ausübung einer so wenig glanzvollen Tätigkeit ist Schweigen seltsamerweise die einzige Möglichkeit, das Gesicht zu wahren.

Wenn eine Klofrau gesprächig ist, wird man denken, sie fühlt sich wohl bei ihrer Arbeit, sie ist am rechten Platz, sie blüht so prächtig auf bei dieser Beschäftigung, daß sie sogar ins Plaudern kommt.

Wenn sie dagegen schweigt, sieht man, sie verrichtet ihre Arbeit, wie man sich einer klösterlichen Kasteiung unterzieht. Unauffällig und in aller Stille vollbringt sie ihr Versöhnungswerk und reinigt die Menschheit von ihren Sünden. Bernanos spricht von der erdrückenden Banalität des Bösen; die Klofrau aber kennt die erdrückende Banalität des Wi-

derwärtigen, die bei allen Besonderheiten der Ausscheidung doch immer dieselbe ist.

Ihr Schweigen zeigt ihre Bedrückung an. Sie ist die Karmelitin der Aborte.

Ich schwieg also und dachte mir um so mehr. Zum Beispiel fand ich, daß mein Vergleich sehr wohl standhielt. Ich war zwar David Bowie nicht ähnlich, befand mich aber in einer ähnlichen Lage. Und schließlich konnten auch Fubukis Gefühle gegen mich nicht ganz rein und klar sein, sonst hätte sie mir kein so ausgesucht schmutziges Amt zugewiesen.

Sie hatte außer mir noch andere Untergebene; ich war nicht der einzige Mensch, den sie haßte und verachtete. Sie hätte die Märtyrerrolle auch jemand anderem übertragen können. Nur an mir aber ließ sie ihre Grausamkeit aus. Das mußte ein Privileg sein.

Ich beschloß, ein Auserwähltsein darin zu sehen.

Diese Seiten könnten den Eindruck erwecken, ich hätte außerhalb der Firma kein Privatleben gehabt. So war es nicht. Ich lebte nicht nur für Yumimoto, und mein Dasein war im übrigen alles andere als leer oder belanglos.

Ich will hier jedoch davon nicht reden. Zum einen, weil es vom Thema abführte. Zum andern,

weil dieses Privatleben durch die vielen Arbeitsstunden zumindest zeitlich eingeschränkt war.

Vor allem aber aus einem Grund schizophrener Art: Wenn ich auf meinem Posten war, in den Toiletten der vierundvierzigsten Etage bei Yumimoto, im Begriff, die von einem Angestellten hinterlassenen Kots Spuren zu beseitigen, fand ich es unvorstellbar, daß es außerhalb dieses Gebäudes, elf U-Bahn-Stationen entfernt, einen Ort gab, wo Menschen mich liebten und achteten und zwischen mir und einer Klobürste keinerlei Beziehung sahen.

Wenn mir dieser nächtliche Teil meines Tageslaufs während der Arbeit in den Sinn kam, konnte ich nur denken: »Nein, dieses Haus und diese Personen bildest du dir nur ein! Wenn du glaubst, sie hätten schon existiert, lange bevor du diesen neuen Posten bekamst, dann erliegst du einer Illusion. Mach die Augen auf: Was zählt das Fleisch und Blut dieser geliebten Menschen vor der steinernen Ewigkeit der sanitären Anlagen? Denk an die Fotos von zerbombten Städten: Die Leute sind tot, die Häuser plattgemacht, aber die Toilettenschüsseln, von den emporstehenden Rohrleitungen gehalten, ragen noch stolz gen Himmel auf. Wenn die Apokalypse sich vollzogen hat, werden die großen Städte nur noch Wälder von Kloschüsseln sein. Das freundliche Zimmer, wo du schläfst, und die Men-

schen, die du liebst, sind kompensatorische Erfindungen deines Geistes. Es ist ja typisch für jemanden, der einen kläglichen Beruf ausübt, daß er sich etwas zusammenbastelt, was Nietzsche eine »Hinterwelt« nennt, ein irdisches oder himmlisches Paradies, an das er zu glauben versucht, um sich über seine widerwärtige Lage zu trösten. Sein inneres Eden ist um so schöner, je abscheulicher seine Arbeit ist. Glaub mir, nichts existiert außer den Toiletten in der vierundvierzigsten Etage. Alles, was ist, ist hier und jetzt.«

Dann trat ich ans Fenster, durchmaß mit den Blicken die elf U-Bahn-Stationen, und dahinter war nichts: kein Haus, das sichtbar oder auch nur denkbar gewesen wäre. »Da hast du's! Diese stille Behausung ist die Frucht deiner Einbildung!«

Mir blieb nichts weiter übrig, als die Stirn an die Scheibe zu drücken und mich aus dem Fenster zu stürzen. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, dem dieses Wunder je geschehen ist: Der Fenstersturz hat mir das Leben gerettet.

Heute noch müssen Fetzen von meinem Körper in der ganzen Stadt herumliegen.

Die Monate verstrichen. Mit jedem Tag wurde die Zeit dünner. Ich konnte nicht erkennen, ob sie schnell oder langsam verfloß. Mein Gedächtnis

funktionierte allmählich wie eine Wasserspülung. Abends zog ich sie. Eine innere Klobürste beseitigte die letzten Schmutzflecken.

Eine rituelle Reinigung, die nichts nützte, denn die Kloschüssel meines Gehirns wurde jeden Morgen wieder schmutzig.

Wie wohl jeder schon bemerkt hat, sind die Toiletten ein Ort, der zur Meditation anregt. Mir, die ich nun Karmelitin geworden war, gaben sie Gelegenheit zur Besinnung. Und ich erkannte etwas Wichtiges: Mittelpunkt der Existenz ist in Japan das Unternehmen.

Natürlich wurde diese Erkenntnis schon in mehreren ökonomischen Studien über dieses Land festgehalten. Aber es macht einen gewaltigen Unterschied, ob man es in einem Buch liest oder es erlebt. Ich konnte mich durchdringen lassen von seiner Bedeutung für die Angestellten der Firma Yumimoto und für mich.

Mein Leidensweg war nicht schlimmer als der ihre. Er war nur erniedrigender. Das genügte nicht, um mir die Lage der anderen beneidenswert erscheinen zu lassen. Sie war ebenso erbärmlich wie meine eigene.

Die Buchhalter, die zehn Stunden täglich mit dem Abschreiben von Zahlen verbrachten, waren in meinen Augen Opfer auf dem Altar einer Gottheit,

die jeder Hoheit und jeden Geheimnisses entbehrte. Seit ewigen Zeiten haben die kleinen Leute ihr Leben in den Dienst von Realitäten gestellt, die über sie hinweggingen; doch konnten sie früher wenigstens annehmen, daß dieser Schlamassel irgendeine mystische Ursache habe. Jetzt konnten sie sich keine Illusionen mehr machen. Sie gaben ihr Leben für nichts hin.

Wie allgemein bekannt, ist Japan das Land mit der höchsten Suizidquote. Mich wundert daran nur, daß die Selbsttötung nicht noch häufiger ist.

Was erwartete sie außerhalb des Unternehmens, diese Buchhalter mit ihrem von Zahlen durchspülten Gehirn? Das unvermeidliche Glas Bier mit den ebenso trepanierten Kollegen, Stunden in der überfüllten U-Bahn, zu Hause die müde Ehefrau und die schon schlafenden Kinder, der Schlaf, der einen schluckt wie ein Spülbecken, in dem das Wasser abläuft, der spärliche Urlaub, mit dem niemand etwas anfangen kann: nichts, das den Namen Leben verdient.

Das schlimmste ist der Gedanke, daß diese Leute gemessen an anderen Ländern zu den Privilegierten zählen.

Es wurde Dezember, der letzte Monat vor meiner Kündigung. Dieses Wort könnte überraschen: mein

Anstellungsvertrag lief aus; ich brauchte also nicht zu kündigen. Und dennoch würde ich es tun. Ich konnte mich nicht damit begnügen, den Abend des 7. Januar 1991 abzuwarten und dann zu gehen, nachdem ich ein paar Leuten die Hand gedrückt hätte. In einem Land, wo man bis vor kurzem noch seine Anstellung, ob mit Vertrag oder ohne, notgedrungen für immer hatte, verließ man sie nicht, ohne gewisse Anstandspflichten zu erfüllen.

Um der Tradition Genüge zu tun, mußte ich meine Kündigung auf allen Hierarchiestufen, das heißt viermal, vorbringen: zuerst bei Fubuki, dann bei Herrn Saito, dann bei Herrn Omochi und zuletzt bei Herrn Haneda.

Auf dieses Ritual bereitete ich mich innerlich vor. Es verstand sich von selbst, daß ich die oberste Regel einhalten würde: sich nicht zu beklagen.

Ich hatte übrigens einen väterlichen Ratschlag erhalten: Auf keinen Fall sollte diese Affäre die guten Beziehungen zwischen Belgien und dem Land der aufgehenden Sonne belasten. Ich durfte also nicht zu verstehen geben, daß sich ein japanischer Angehöriger der Firma schlecht gegen mich betragen habe. Die einzigen Motive, die zu erwähnen ich berechtigt war – denn ich mußte die Gründe nennen, die mich bewegen, eine so vorteilhafte Stellung aufzugeben –, wären solche,

die sich in der ersten Person Singular formulieren ließen.

Rein logisch betrachtet, blieb mir so die Qual einer Wahl erspart, denn das bedeutete, daß ich alle Fehler auf mich nehmen müßte. Ein solches Gebaren würde zwar der Komik nicht ermangeln, doch ich setzte voraus, daß die Angestellten der Firma mich zum Dank dafür, daß ich ihnen half, das Gesicht zu wahren, mit begütigenden Einwänden unterbrechen würden: »Machen Sie sich doch nicht selbst schlecht, Sie sind schon in Ordnung!«

Ich bat also meine Vorgesetzte um eine Unterredung. Sie gewährte sie mir am späten Nachmittag in einem leeren Büroraum. Als ich mich dort hingab, flüsterte ein Dämon mir zu: »Sag ihr doch, als Klofrau könntest du anderswo mehr verdienen!« Es kostete mich viel Mühe, diesen Teufel zum Schweigen zu bringen, und als ich der Schönen gegenüber Platz nahm, konnte ich das Lachen schon kaum mehr unterdrücken.

Genau in diesem Moment flüsterte der Dämon weiter: »Sag ihr, daß du nur bleibst, wenn sie im Scheißhaus einen Teller aufstellen, wo jeder Benutzer fünfzig Yen reinlegen muß!«

Ich biß mir von innen in die Backen, um ernst zu bleiben. Es war so schwierig, daß ich mich nicht zu sprechen getraute.

Fubuki seufzte:

– Ja, und? Sie wollten mir etwas sagen?

Um meinen verzerrten Mund zu verbergen, senkte ich den Kopf so tief wie möglich, was mir ein demütiges Aussehen gab, mit dem meine Vorgesetzte sehr zufrieden sein konnte.

– Das Ende meiner Vertragszeit rückt näher, und ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich es bedauere, nicht verlängern zu können.

Der Ton, scheu und unterwürfig, war der der archetypischen Untergebenen.

– Ach. Und warum? fragte sie trocken.

Welch eine Frage! Ich war also nicht die einzige, die hier Komödie spielte. Ich ging darauf ein mit dieser Parodie einer Antwort:

– Die Firma Yumimoto hat mir große und vielfältige Möglichkeiten geboten, meine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Dafür werde ich ewig dankbar sein. Leider habe ich mich der erwiesenen Ehre nicht würdig zeigen können.

Ich mußte mich unterbrechen, um mir wieder in die Backen zu beißen, so komisch fand ich, was ich da sagte. Fubuki schien es überhaupt nicht komisch zu finden. Sie sagte:

– Stimmt. Was meinen Sie, warum Sie es nicht konnten?

Verblüfft hob ich den Kopf und sah sie an: War

es denn die Möglichkeit, daß sie mich fragte, warum ich nicht würdig war, die Aborte der Firma zu reinigen? War sie in ihrem Bedürfnis, mich zu demütigen, so maßlos? Und wenn ja, welches mochte dann der wahre Charakter ihrer Gefühle gegen mich sein?

Ihr in die Augen blickend, um mir ihre Reaktion nicht entgehen zu lassen, brachte ich einen starken Grund vor:

– Weil meine intellektuellen Fähigkeiten nicht ausreichten.

Es ging mir weniger darum zu erfahren, welcher Geistesgaben es zur Reinigung einer schmutzigen Kloschüssel bedarf; ich wollte vielmehr sehen, ob ein so grotesker Beweis von Unterwürfigkeit nach dem Geschmack meiner Peinigerin war.

Ihr Gesicht blieb unbewegt und neutral, ganz die wohlerzogene Japanerin, und ich mußte sie schon wie mit dem Seismographen beobachten, um das leichte Zucken ihres Kiefers zu erkennen, das meine Antwort ausgelöst hatte – sie weidete sich daran.

Nachdem sie einmal Feuer gefangen hatte, konnte sie kein Halten mehr. Sie fuhr fort:

– Das glaube ich auch. Wo sehen Sie die Ursache dieser Unfähigkeit?

– In der Minderwertigkeit des abendländischen Gehirns im Vergleich zum japanischen.

Entzückt über so viel Gefügigkeit gegen ihre Wünsche, fand sich Fubuki zu einer ausgewogenen Erwiderung bereit:

– Das hat gewiß etwas damit zu tun. Aber man soll die Minderwertigkeit des durchschnittlichen abendländischen Gehirns auch nicht übertreiben. Glauben Sie nicht, daß diese Unfähigkeit vor allem von einem individuellen Defekt Ihres Gehirns herührt?

– Sicherlich.

– Anfangs dachte ich, Sie wollten bei Yumimoto sabotieren. Können Sie beschwören, daß Sie sich nicht nur dummgestellt haben?

– Ich schwöre es.

– Sind Sie sich Ihrer Behinderung bewußt?

– Ja. Die Firma Yumimoto hat mir geholfen, darüber Klarheit zu gewinnen.

Das Gesicht meiner Vorgesetzten blieb unbewegt, aber ihrer Stimme konnte ich anmerken, daß ihr das Wasser im Mund zusammenlief. Ich freute mich, ihr endlich einen Augenblick solcher Befriedigung verschaffen zu können.

– Das Unternehmen hat Ihnen also einen großen Dienst erwiesen.

– Ich werde ihm in alle Ewigkeit zutiefst dankbar sein.

Ich war begeistert von der surrealistischen Wen-

dung, die das Gespräch genommen hatte, das Fubuki nun unverhofft in den siebenten Himmel versetzte. Im Grunde war es ein tief bewegender Moment.

»Mein lieber Schneesturm, wenn ich auf so billige Art zum Werkzeug deiner Lust werden kann, so geniere dich nur nicht! Fall über mich her mit deinen harten, scharfen Flocken, deinen wie Feuersteine spitz zugeschliffenen Hagelkörnern, deinen zornesschweren Wolken, und ich will die im Gebirge verirrte Sterbliche sein, an der sie ihre Wut auslassen! Spuck mir tausend eisige Nadeln ins Gesicht, es macht mir nichts aus, und welch herrlicher Anblick, wie du mir die Haut mit Schimpfworten zerfetzt! Aber das sind ja nur Platzpatronen, du lieber Schneesturm, und ich lasse mir vor deinem Peloton nicht die Augen verbinden, denn so lange schon warte ich darauf, endlich die Lust in deinen Augen zu sehen.«

Ich glaubte, daß sie den Höhepunkt erreicht hatte, denn die nächste Frage schien sie rein der Form halber zu stellen:

– Und was gedenken Sie dann zu tun?

Ich hatte nicht die Absicht, ihr etwas von den Manuskripten zu sagen, an denen ich schrieb. Ich zog mich mit einer Banalität aus der Affäre:

– Ich könnte vielleicht Französisch unterrichten.

Meine Vorgesetzte lachte verächtlich.

– Unterrichten? Sie? Sie halten sich für fähig zu unterrichten?

Verfluchter Schneesturm, nie geht dir die Munition aus!

Ich begriff, daß sie noch nicht genug hatte. Also durfte ich nicht so einfältig sein, ihr zu antworten, daß ich diplomierte Lehrerin war.

Ich senkte den Kopf.

– Sie haben recht, ich bin mir meiner Grenzen noch nicht klar genug bewußt.

– Allerdings. Sagen Sie mal ehrlich, welchen Beruf könnten Sie denn ausüben?

Ich mußte sie auf den Gipfel der Ekstase bringen.

In dem alten japanischen Hofprotokoll ist vorgesehen, daß man sich an den Kaiser »mit Staunen und Zittern« zu wenden habe. Diese Formel hatte mir schon immer gefallen; sie umschreibt vorzüglich das Gebaren der Schauspieler in den Samurai-Filmen, wenn sie sich mit vor Ehrfurcht bebender Stimme an ihren Fürsten wenden.

Ich setzte also die Maske der frommen Scheu auf und begann zu beben. Ich warf einen angstvollen Blick ins Gesicht der jungen Frau und stammelte:

– Glauben Sie, daß man mich bei der Müllabfuhr nehmen würde?

– Ja! sagte sie mit etwas zu viel Begeisterung. Sie atmete tief durch. Ich hatte es geschafft.

Dann mußte ich meine Kündigung bei Herrn Saito vortragen. Auch er empfing mich in einem leeren Bürozimmer, aber anders als Fubuki schien er sich in seiner Haut nicht wohl zu fühlen, als ich mich ihm gegenüber setzte.

– Das Ende meiner Vertragszeit rückt näher, und ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich es bedaure, nicht verlängern zu können.

Herrn Saitos Gesicht wurde von den verschiedensten Ticks erfaßt. Da ich diese Mimik nicht zu deuten wußte, spulte ich meinen Text weiter ab:

– Die Firma Yumimoto hat mir große und vielfältige Möglichkeiten geboten, meine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Dafür werde ich ihr ewig dankbar sein. Leider habe ich mich der erwiesenen Ehre nicht würdig zeigen können.

Herrn Saitos schwächlicher Körper machte nervöse, ruckartige Bewegungen. Man sah ihm an, daß ihm alles sehr peinlich war, was ich da redete.

– Amélie-san...

Seine Augen suchten in allen Winkeln des Raums, als könnte dort ein passendes Wort versteckt liegen. Er tat mir leid.

– Saito-san?

– Ich... wir... ich bedaure das alles. Ich hätte nicht gewollt, daß es so endet.

Ein Japaner, der sich aufrichtig entschuldigt, das kommt in hundert Jahren nur einmal vor. Ich war erschrocken, daß sich Herr Saito um meinetwillen zu einer solchen Demütigung bereitgefunden hatte. Es war sogar ungerecht, denn in der Serie meiner Degradierungen hatte er ja keine Rolle gespielt.

– Es gibt nichts zu bedauern. Alles ist bestens verlaufen. Und auf dem Weg durch Ihre Firma habe ich viel gelernt.

Und das war nun wahrhaftig nicht gelogen.

– Und, haben Sie Pläne? fragte er mit einem freundlichen, angespannten Lächeln.

– Machen Sie sich keine Sorgen um mich! Ich werde schon etwas finden.

Der arme Herr Saito, nun mußte ich ihn auch noch trösten! Trotz seiner relativ gehobenen Stellung war er ein Japaner wie viele andere, Sklave und ungeschickter Henker zugleich in einem System, das er mit Sicherheit nicht liebte, gegen das er aber aus Schwäche und Phantasielosigkeit nie ein Wort sagen würde.

Nun kam Herr Omochi an die Reihe. Ich zitterte vor Angst bei dem Gedanken, mich allein zu ihm in

sein Zimmer zu begeben. Ich hatte unrecht – der Vizepräsident war bester Laune.

Er sah mich und rief:

– Amélie-san!

Das sagte er in jenem gnädigen Ton, in dem die Japaner jemandes Existenz anerkennen, indem sie seinen Namen in den Raum werfen.

Er hatte mit vollem Mund gesprochen. Nur nach dem Klang seiner Stimme versuchte ich die Art seines Imbisses zu diagnostizieren. Es mußte etwas Teigiges, Klebriges sein, das sich erst nach etlichen Minuten mit der Zunge wieder von den Zähnen ablösen läßt. Aber ein Karamelbonbon konnte es nicht sein, denn der haftet am Gaumen. Auch keine Lakritze, dazu war es zu fett. Zu konsistent für Marshmallow. Ein Rätsel.

Ich begann mit meiner Litanei:

– Das Ende meiner Vertragszeit rückt näher, und ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich es bedaure, nicht verlängern zu können.

Die Leckerei, die er auf seinen Knien hielt, war mir durch die Schreibtischplatte verborgen. Er führte sich eine neue Ration zum Munde, wobei seine dicken Finger ihre Fracht verdeckten, die verschwand, ohne daß ich auch nur die Farbe erkennen konnte. Es wurmte mich, nicht zu wissen, was es war.

Der Dicke mußte meine Neugier bemerkt haben, denn er nahm das Päckchen und legte es auf den Tisch. Zu meiner großen Überraschung sah ich, es war blaßgrüne Schokolade.

Verdutzt hob ich den Blick und sah den Vizepräsidenten furchtsam an.

– Ist das Schokolade vom Planeten Mars?

Er lachte brüllend und bekam einen krampfhaften Schluckauf.

– Kassei no chokorêto! Kassei no chokorêto!

Das hieß: »Marsschokolade! Marsschokolade!«

Ich fand, dies war eine sonderbare Art, meine Kündigung entgegenzunehmen. Und diese cholesterinbeladene Heiterkeit machte mir Sorgen. Das blähte, und ich sah schon den Moment voraus, wo ihn vielleicht ein Herzanfall vor meinen Augen niederstreckte.

Wie hätte ich das den Vorgesetzten erklären sollen? »Ich war gekommen, um ihm meine Kündigung mitzuteilen. Das war sein Tod.« Niemand bei Yumimoto würde das schlucken. Ich war eine Angestellte, deren Weggang keiner anders als mit Erleichterung aufnehmen würde.

Auch die Geschichte mit der grünen Schokolade würde mir niemand glauben. Man stirbt nicht an einem Riegel Schokolade, nicht mal, wenn er chlorophyllfarben ist. Einen Mord zu vermuten wäre

sehr viel plausibler. An Motiven hätte es mir nicht gefehlt.

Kurz, ich konnte nur hoffen, daß Herr Omochi nicht verreckte, denn ich wäre die ideale Schuldige gewesen.

Ich wollte gerade zu meiner zweiten Strophe ansetzen, um diesen Taifun von Gelächter zu stoppen, als der Dicke mir erklärte:

– Es ist weiße Schokolade mit grüner Melone, eine Spezialität von Hokkaido, köstlich! Man hat den Geschmack der japanischen Melone perfekt getroffen. Da, probieren Sie!

– Nein danke!

Ich mochte die japanischen Melonen, aber die Vorstellung ihres Geschmacks, vermischt mit dem von weißer Schokolade, war mir wirklich zuwider.

Aus irgendeinem Grund reizte meine Ablehnung den Vizepräsidenten. Er wiederholte seinen Befehl in der höflicheren Form:

– Meshiagatte kudasai!

Das hieß: »Bitte, tun Sie mir den Gefallen und essen Sie!«

Ich lehnte ab.

Er begann die Stufen der Sprache hinabzusteigen:

– Tabete!

Das hieß: »Essen Sie!«

Ich lehnte ab.

Er brüllte:

– Taberu!

Das hieß: »Friß!«

Ich lehnte ab.

Er war außer sich vor Wut.

– Hören Sie, solange Ihr Vertrag noch nicht abgelaufen ist, haben Sie mir zu gehorchen!

– Was kann Ihnen daran liegen, ob ich das nun esse oder nicht?

– Unverschämtheit! Sie haben mir keine Fragen zu stellen. Sie haben zu tun, was ich sage.

– Was riskiere ich denn, wenn ich es nicht tue? Rausgeschmissen zu werden? Das wäre mir nur recht.

Gleich darauf wurde mir klar, daß ich zu weit gegangen war. Ich brauchte nur Herrn Omochis Miene zu sehen, um zu begreifen, daß die guten belgisch-japanischen Beziehungen auf dem Spiel standen.

Er schien kurz vor dem Infarkt zu stehen. Ich ging nach Canossa:

– Bitte entschuldigen Sie!

Er bekam genug Luft, um zu belfern:

– Friß!

Strafe mußte sein! Wer hätte gedacht, daß es im

Interesse der internationalen Politik erforderlich sein könnte, grüne Schokolade zu essen?

Ich streckte die Hand nach dem Päckchen aus, im Gedanken, daß es im Garten Eden vielleicht auch nicht anders zugegangen war: Eva hatte überhaupt keine Lust, in den Apfel zu beißen, aber eine fette Schlange, in einer ebenso plötzlichen wie unerklärlichen Anwandlung von Sadismus, hatte sie dazu gezwungen.

Ich brach ein grünliches Karree ab und führte es zum Munde. Was mich abstieß, war vor allem die Farbe: Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß es gar nicht übel schmeckte.

– Köstlich! sagte ich widerstrebend.

– Ha! Ha! Ist doch gut, die Marsschokolade? Er triumphierte. Die nippo-belgischen Beziehungen waren wieder ungetrübt.

Als ich den Casus belli geschluckt hatte, fuhr ich in meinem Text fort:

– Die Firma Yumimoto hat mir große und vielfältige Möglichkeiten geboten, meine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Dafür werde ich ihr ewig dankbar sein. Leider habe ich mich der erwiesenen Ehre nicht würdig zeigen können.

Zunächst war er verdutzt, sicherlich, weil er völlig vergessen hatte, weshalb ich zu ihm gekommen war, aber dann lachte er schallend.

In meiner Treuherzigkeit hatte ich angenommen, daß ich, wenn ich mich zum Ruhme ihrer Firma demütigte und mich selbst herabsetzte, um ihnen nichts vorwerfen zu müssen, wenigstens ein paar höfliche Einwände zu hören bekäme: »Na, na, hören Sie, Sie haben sich doch gut geschlagen!«

Nun trug ich schon zum dritten Mal meine Rede vor, und noch immer hatte ich keinen Widerspruch gehört. Fubuki hatte nicht daran gedacht, meine Schwächen zu bestreiten, sondern im Gegenteil darauf bestanden, daß mein Fall noch viel schlimmer liege. Herr Saito, so peinlich ihm meine Mißgeschicke auch waren, hatte doch keinen Zweifel geäußert, daß meine Selbstanschwärzung wohlbegründet sei. Was den Vizepräsidenten anging, so fand er nicht nur auf meine Bekenntnisse nichts zu erwidern, er nahm sie auch mit ausgelassener Begeisterung entgegen.

Ich mußte bei dieser Feststellung an ein Wort von André Maurois denken: »Sprich nicht zu schlecht über dich selbst; man könnte dir glauben.«

Der Unhold zog ein Taschentuch hervor, wischte sich die Lachtränen ab und schneuzte sich die Nase, sehr zu meiner Bestürzung, denn in Japan gilt das als Gipfel der Grobheit. War ich denn so tief gesunken, daß man sich in meiner Anwesenheit so ungeniert benehmen konnte?

Dann seufzte er:

– Amélie-san!

Er fügte nichts mehr hinzu. Ich nahm an, daß die Sache damit für ihn erledigt war. Ich stand auf, grüßte und ging wortlos hinaus.

Nun mußte ich nur noch zu Gott.

Nie zuvor war ich so sehr eine Japanerin wie in dem Augenblick, als ich dem Präsidenten meine Kündigung mitteilte. Ihm gegenüber war meine Verlegenheit echt und äußerte sich in einem krampfhaften, von einem mühsam beherrschten Schluckauf zerrissenen Lächeln.

Herr Haneda empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit in seinem lichten und geräumigen Büro.

– Das Ende meiner Vertragszeit rückt näher, und ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich es bedaure, nicht verlängern zu können.

– Natürlich. Ich kann Sie verstehen.

Er war der erste, der zu meinem Entschluß ein menschliches Wort fand.

– Die Firma Yumimoto hat mir große und vielfältige Möglichkeiten geboten, meine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Dafür werde ich ihr ewig dankbar sein. Leider habe ich mich der erwiesenen Ehre nicht würdig zeigen können.

Er reagierte sofort:

– Das stimmt nicht, Sie wissen es selbst. Ihre Zusammenarbeit mit Herrn Tenshi hat gezeigt, daß Sie in den Bereichen, die Ihnen liegen, ausgezeichnete Fähigkeiten besitzen.

Ah, immerhin!

Mit einem Seufzer fügte er hinzu:

– Sie haben kein Glück gehabt, Sie sind zu einer ungünstigen Zeit gekommen. Ich finde es richtig, daß Sie gehen, will Ihnen aber sagen, daß Sie hier stets willkommen sind, sollten Sie eines Tages Ihre Meinung ändern. Ich werde sicherlich nicht der einzige sein, der Sie vermißt.

Ich bin überzeugt, daß er sich in diesem Punkt irrte. Nichtsdestoweniger war ich gerührt. Er sprach mit so glaubhafter Güte, daß ich beinahe traurig war, seine Firma bald verlassen zu müssen.

Neujahr: drei Tage ritueller und obligatorischer Ruhe. Ein solches Farniente hat für die Japaner etwas Anstößiges.

Drei Tage und drei Nächte lang ist selbst das Kochen nicht erlaubt. Man ißt kalte Gerichte, die im voraus zubereitet und in hübschen lackierten Schachteln aufbewahrt werden.

Zu diesen Festtagsspeisen gehören die *omochi*, Reiskuchen, von denen ich vorher nicht genug

bekommen konnte. Aus naheliegenden Gründen kriegte ich sie in diesem Jahr nicht herunter.

Hätte ich einen *omochi* zum Munde geführt, hätte er gewiß »Amélie-san!« gebrüllt und wäre in ein fettes Gelächter ausgebrochen.

Zurück in die Firma, nur noch für drei Arbeitstage. Die ganze Welt blickte auf Kuwait und dachte nur noch an den 15. Januar.

Ich dagegen blickte auf das Toilettenfenster und dachte nur noch an den 7. Januar: mein Ultimatum.

Am Morgen des 7. Januar konnte ich es nicht glauben, daß der Tag nun da war; so lange hatte ich auf ihn gewartet. Es kam mir vor, als wäre ich bei Yumimoto schon seit zehn Jahren.

Ich verbrachte den Tag in den Toiletten der vierundvierzigsten Etage in einer religiösen Gemütsverfassung: Die geringsten Handlungen verrichtete ich mit priesterlicher Feierlichkeit. Fast bedauerte ich, das Wort der alten Karmelitin nicht nachprüfen zu können: »Auf dem Karmel sind es die ersten dreißig Jahre, die schwerfallen.«

Gegen achtzehn Uhr, nachdem ich mir die Hände gewaschen hatte, drückte ich zum letzten Mal die Hände der wenigen, die mir auf die eine oder andere Weise zu verstehen gegeben hatten, daß sie mich als ein menschliches Wesen ansahen.

Fubukis Hand drückte ich nicht. Das tat mir leid, denn ich hegte keinen Groll gegen sie. Nur die Selbstachtung gebot mir, ihr den Abschiedsgruß zu verweigern. Später erschien mir dies als eine Dummheit. Dem Stolz zuliebe auf den Anblick eines schönen Gesichts zu verzichten ist ein Fehler.

Um achtzehn Uhr dreißig kehrte ich zum letzten Mal auf den Karmel zurück. Die Damentoilette war verlassen. Das häßliche Neonlicht verhinderte nicht, daß mir das Herz schwer war: Sieben Monate – meines Lebens? nein, meiner Zeit auf diesem Planeten – waren hier verronnen. Kein Grund zur Nostalgie. Und dennoch schnürte sich mir die Kehle zusammen.

Instinktiv ging ich ans Fenster. Ich drückte die Stirn an die Scheibe und wußte, was mir fehlen würde: Nicht jedem ist es vergönnt, von der vierundvierzigsten Etage auf die Stadt hinabzublicken.

Das Fenster war die Grenze zwischen dem abscheulichen Licht und der herrlichen Dunkelheit, zwischen den Abortkabinen und der unendlichen Weite, zwischen der Hygiene und dem Unabwaschbaren, zwischen der Wasserspülung und dem Himmel. Solange es Fenster gibt, hat auch der Geringste auf Erden sein Stück Freiheit.

Zum letzten Mal stürzte ich mich in die Tiefe. Ich blickte meinem Körper nach.

Als ich mein Verlangen zu fallen gestillt hatte, verließ ich das Yumimoto-Gebäude. Man hat mich dort nie wieder gesehen.

Einige Tage darauf kehrte ich nach Europa zurück.

Am 14. Januar 1991 begann ich eine Geschichte mit dem Titel *Die Reinheit des Mörders* zu schreiben.

Der 15. Januar war der Tag, an dem das amerikanische Ultimatum für den Irak ablief. Am 17. Januar begann der Krieg.

Am 18. Januar wurde auf der anderen Seite des Planeten Fubuki Mori dreißig Jahre alt.

Die Zeit, ihrer alten Gewohnheit treu, verging.

1992 wurde mein erster Roman veröffentlicht.

1993 bekam ich einen Brief aus Tokio. Der Text besagte:

*Amélie-san,
Glückwünsche.
Mori Fubuki.*

Das wäre an sich schon eine Freude gewesen. Aber es kam noch etwas hinzu, das mich aufs höchste entzückte: Es war auf japanisch geschrieben.

Amélie Nothomb
im Diogenes Verlag

»So jung und so genial.«

Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

»Wie herrlich kann Bosheit sein, wenn sie in guter
Prosa daherkommt!« *Le Nouvel Observateur, Paris*

»Unterhaltung kann geistreich sein.«

Die Woche, Hamburg

»Erstaunlich, wie profund und abgründig Amélie
Nothomb erzählt.«

Christian Seiler/Die Weltwoche, Zürich

Die Reinheit des Mörders

Roman. Aus dem Französischen
von Wolfgang Krege

Liebessabotage

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Der Professor

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

Mit Staunen und Zittern

Roman. Deutsch von Wolfgang Krege

AMÉLIE NOTHOMB, 1967 in Kobe geboren, verbrachte ihre Kindheit als Tochter eines belgischen Diplomaten in Japan und China. Nach ihrem Philologiestudium begann sie zu schreiben. In Frankreich stürmt sie seit Erscheinen ihres Erstlings *Die Reinheit des Mörders* mit jedem neuen Buch die Bestsellerlisten. *Mit Staunen und Zittern* trug ihr den *Prix de l'Académie Française* ein. Amélie Nothomb lebt in Brüssel.

Sie hat es sich selbst eingebrockt: Aus Übermut und Neugier hat Amélie eine Stelle bei einem japanischen Unternehmen angenommen. Dort lernt sie zwar nichts über Buchhaltung, dafür wird ihr ein Crash-Kurs in Sachen Hierarchie erteilt. Eines ist von Anfang an klar: Eine Frau, zumal eine aus Europa, kann nur ganz unten einsteigen. Und noch tiefer fallen.

»Mit Klarsicht, Humor und mit furchterregender Intelligenz entlarvt diese talentierte Autorin die Absurdität unseres Wirtschaftssystems. Ein Leckerbissen!« *Le Monde, Paris*

»Gäbe es eine Bestsellerliste für freche Enthüllungsliteratur, Nothomb stünde ganz oben.« *Brigitte, Hamburg*

»Amélie Nothomb erzählt mit spürbarer Wonne, witzig und temporeich.« *Der Spiegel, Hamburg*